



Evangelische
Mittelost-
Kommission **EMOK**

Geschwister im Glauben

Kirchen im Mittleren Osten

Evangelisches Missionswerk in Deutschland

Herausgeber: EMW | Evangelisches Missionswerk in Deutschland e.V. | Normannenweg 17-21 | 20537 Hamburg
Tel. [040] 254 56-148 | Fax -448 | service@emw-d.de | www.emw-d.de

ISSN: 1436-2058

Redaktion: Owe Boersma, Andreas Maurer, Jens Nieper, Heinrich-Georg Rothe

Titelfoto: Aus dem Irak geflüchtete Christin bei einem Gottesdienst in Beirut/Libanon
(Anwar Amro/AFP/Getty Images)

Grafik/Konzept: tjulipp, Hermannsburg

Layout: Birgit Regge, Martin Keiper

Druck: breklumer.de

2., durchgesehene und aktualisierte Auflage, Juli 2012

Die Publikationen des EMW können unter der o.a. Adresse kostenlos bezogen werden, Spenden zur Deckung der Herstellungskosten sind willkommen: Spendenkonto des EMW Nr. 400 300 bei der EDG Kiel (BLZ 210 602 37)

Inhalt

- 5 Vorwort
 Johannes Friedrich
- 7 „Lebendige Steine“
 Andreas Maurer
- 17 Ökumene im Mittleren Osten
 Owe Boersma
- 21 In der Nachfolge der Urgemeinde
 Heinrich Georg Rothe
- 24 Wo alles begann
 Martin Tamcke
- 36 Reformiert sein in Ägypten
 Eva Gabra
- 42 Hoffnungsbauten im Nordosten Syriens
 Wolfgang Schwaigert
- 45 Die Lage der Christen im Irak
 Thomas Prieto Peral
- 53 »Die Christen sind im Nahen Osten eine Garantie für
 Pluralismus«
 Interview mit Habib Badr, Libanon
- 58 Christen im Turabdin
 Ernst-Ludwig Vatter
- 62 Kirchen am Arabischen Meer
 Douglas Leonard
- 66 Die Stellung der Frauen
 in den Gesellschaften des Mittleren Ostens
 Mary Mikhael
- 70 Die Osterbotschaft „von unten“ entfaltet
 Heinrich Georg Rothe

- 72 Die Auferstehungssikone
Assaad Elias Kattan
- 75 Der Schmale Grat
Thorsten Leißer
- 79 Kein Kind darf verloren gehen
Katja Dorothea Buck
- 85 Dem Frieden verpflichtet
Almut Nothnagle
- 93 Der Sternberg in Ramallah
Andreas Tasche
- 96 Kirche – Heimat in der Fremde
Jens Nieper
- 100 Messianische Juden in Israel
Hartmut Renz
- 102 Evangelisch-orthodoxe Freundschaft
Martin Lückhoff
- 106 Solidarität im Querschnitt
Jens Nieper
- 112 Die Evangelische Mittelost-Kommission (EMOK)
Mitgliedsorganisationen

Vorwort

In den letzten Jahren sind uns in Deutschland die Christen näher gerückt, die weltweit in Bedrängungs- und Unterdrückungssituationen, ja manchmal sogar unter Verfolgung leben. Am Sonntag Reminiscere gedenken wir ihrer in besonderer Weise vor Gott. Leider sind durch die Ereignisse der vergangenen Monate nun auch die Christen im Nahen und Mittleren Osten in diesem Zusammenhang verstärkt wieder in unseren Fokus gerückt: Wir befürchten, dass die Kirchen dort nicht nur – wie in den vergangenen Jahrzehnten – stark durch die Auswanderung der Christen ihre zahlenmäßige Bedeutung verlieren, sondern dass die Christen dort auch um ihre gesellschaftliche Rolle und ihre Rechte, womöglich gar um Leib und Leben bangen müssen. Das tut deshalb besonders weh, weil sie ja im Ursprungsland unseres christlichen Glaubens leben.

Die Evangelische Mittelost-Kommission (EMOK) ist ein Zusammenschluss aller Vereine, Werke und Kirchen im Raum der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), die im Nahen und Mittleren Osten engagiert sind. Als EMOK verstehen wir uns als eine „evangelische Familie“ in Deutschland in geschwisterlicher Verbundenheit mit den Kirchenfamilien des Mittleren Ostens. Diese besondere Verbundenheit miteinander gründet unter anderem in dem Bewusstsein, dass Deutschland als Ursprungsregion der Reformation, in der die Bibel „wiederentdeckt“ wurde, in einer besonderen geistig-geistlichen Verbindung zur Ursprungsregion der Kirche in den biblischen Ländern steht.

Denn der Mittlere Osten ist die Ursprungsregion des Christentums. So sehr sich die christlichen Kirchen in der Welt ausgebreitet und verzweigt haben, hier haben sie ihre gemeinsame Wurzel. Aber der Mittlere Osten ist zugleich eine Region gegenwärtiger christlicher Existenz. In vielfachen Hinsichten sehen sich die christlichen Kirchen der Region jedoch gegenwärtig bedrängt: durch die religiöse Situation, die politischen Umstände, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Minderheitensituation.

Christinnen und Christen in Deutschland sind mit der Ursprungsregion des christlichen Glaubens auch dadurch verbunden, dass sie – insbesondere angesichts der Shoah, dem Mord am europäischen Judentum – sich der Existenz des Staates Israel als eines Staates, in dem Juden in Sicherheit leben können, auf besondere Weise verpflichtet fühlen. Viele von uns haben sowohl jüdische Freunde in Israel als auch geschwisterliche Beziehungen zu den palästinensi-

schen Christen. In der EMOK sind Gruppen zusammengeschlossen, die jeweils auf einer der beiden Seiten besonders engagiert sind. Friedlosigkeit, Gewalt und Spannungen zwischen Israel und den Palästinensern berühren uns besonders unmittelbar und machen uns ratlos.

Dabei gehen große, uneingelöste Hoffnungen in ganz andere Richtung. Jerusalem, eine heilige Stätte für die drei monotheistischen Religionen des Judentums, des Christentums und des Islam, kann und muss eines Tages das Symbol für einen Religionsfrieden werden, der auch in einem politischen Frieden Gestalt annimmt. Dafür zu arbeiten, bleibt eine unabweisbare Pflicht der ökumenischen Christenheit. Unsere Verbundenheit mit den Christen im Mittleren Osten muss immer wieder sichtbaren Ausdruck finden und zugleich eine verlässliche Grundlage haben. Beidem dient der hier vorgelegte Band.

Der Band enthält eine sehr informative Darstellung der Kirchen, die dem Mittelöstlichen Kirchenrat angehören. Grundlegende Einsichten zum Verhältnis zwischen orientalischer und östlicher Orthodoxie auf der einen und westlicher Christenheit auf der anderen Seite können exemplarisch an der Beschäftigung mit diesen Kirchen gewonnen werden. Erfahrungsberichte sowie Schilderungen kirchlicher Initiativen insbesondere auch im Bildungsbereich – runden das Bild ab. Am Ende steht eine Übersicht über die Mitgliedsorganisation der Evangelischen Mittelost-Kommission. Sie gibt einen Einblick in die Initiativen, die im Bereich des deutschen Protestantismus im Blick auf die Ursprungsregion des Christentums lebendig sind.

Als Vorsitzender der Evangelischen Mittelost-Kommission wünsche ich diesem Band weite Verbreitung und einen intensiven Gebrauch. Ich danke allen, die in der Vorbereitung dieses Bandes zusammengewirkt haben, sehr herzlich. Möge dieses Buch auf seine Weise dazu beitragen, dass wir uns als Kirche Jesu Christi über Grenzen hinweg als Angehörige der einen Kirche Jesu Christi verstehen und aneinander denken.

Pfarrer Dr. Johannes Friedrich war bis 2011 Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Er lebt als Gemeindepfarrer in Bertholdsdorf (Franken),

„Lebendige Steine“

Christen im Mittleren Osten

In den letzten hundert Jahren ist im Mittleren Osten der Anteil der Christen an der Bevölkerung von ungefähr zwanzig Prozent auf heute unter fünf Prozent gesunken. Droht die Region zu einer christlichen Ruinenstätte zu werden?

Allein den Irak haben in den letzten Jahren über eine Million Christen und damit über 70 Prozent der christlichen Bevölkerung verlassen. Diese spezielle Situation hat viel mit der durch die amerikanische Intervention bewirkten Destabilisierung des Landes und auch mit dem Wirken fundamentalistischer, christlicher Gruppierungen aus den USA im Schatten der militärischen Präsenz zu tun. Auch wenn der Irak ein Sonderfall ist, stellt sich angesichts der Gesamtsituation die Frage: Wird die Wiege des Christentums zu einer Region ohne Christen werden? Viele Christen wandern nach wie vor aus. Andere dagegen wollen sich der Herausforderung stellen und bleiben. Sie wollen, dass nicht nur noch archäologische Funde vom Mittleren Osten als der Wiege des Christentums zeugen. Sie selber wollen „lebendige Steine“, lebendige Zeugen dieser Tradition sein.

Noch immer wissen viel zu wenige Menschen bei uns, dass es in allen Ländern des Mittleren Ostens eine große Vielfalt einheimischer Kirchen und viele Christen gibt. Der „Middle East Council of Churches“ (MECC), dem die meisten der Kirchen dort angehören, spricht von über zehn Millionen Christen.

Immer wieder erleben Christen aus dem Mittleren Osten, dass sie, wenn ihre Religionszugehörigkeit im Ausland zur Sprache kommt, gefragt werden, wann denn das Christentum zu ihnen gekommen sei. Wir müssen uns zu Recht fragen lassen, wie ernst wir eigentlich die Bibel und die Geschichte des Christentums nehmen, wenn sich unser Wissensstand nicht wesentlich von dem der Kreuzfahrer im 11. Jahrhundert unterscheidet. Damals wurden unzählige arabische Christen von den Kreuzfahrern getötet, weil sie als Araber selbstverständlich für Muslime gehalten wurden oder weil sie als Häretiker galten, die nicht der einen, westlichen, römischen Kirche angehörten. Viele Christen im Mittleren Osten können ihre christliche Religionszugehörigkeit über viele Generationen zurückverfolgen.

Die traditionsreichen Kirchen dort gehen auf die ersten christlichen Gemeinden in Antiochien, in Jerusalem, in Damaskus und an anderen Orten zurück.

Die Lage der Christen im Mittleren Osten ist von vier wichtigen Faktoren geprägt:

- Christ zu sein, hat hier eine existenzielle Bedeutung.
- Die politische Lage ist geprägt von Unsicherheit.
- In wirtschaftlicher Hinsicht herrscht Perspektivlosigkeit.
- Die eigene Minderheitensituation im muslimischen Umfeld wird verschieden wahrgenommen, prägt aber in jedem Fall das Leben.

Christsein im Mittleren Osten

Nicht selten können Menschen in den Ländern des Mittleren Ostens bereits an den Vor- oder Nachnamen eines Mitmenschen dessen Religionszugehörigkeit erkennen. In vielen dieser Länder ist die Religion auch nach wie vor in den Ausweispapieren eingetragen. Der Grund dafür ist die Tatsache, dass die Zugehörigkeit zu einer Religion hier weit mehr Konsequenzen hat als bei uns: Christ zu sein, bedeutet nicht nur Glied einer christlichen Gemeinde zu sein, sondern bedeutet meist, einer bestimmten ethnischen Gruppe anzugehören. Und es bedeutet in vielen Ländern, einem bestimmten Ehe-, Erbschafts- und Adoptionsrecht zu unterliegen. Denn Staaten wie zum Beispiel der Libanon räumen den verschiedenen Religions- und Konfessionsgruppen in der Tradition des Millet-Systems des osmanischen Reiches die Freiheit ein, alle zivilrechtlichen Fragen im Sinne ihrer jeweiligen Rechtstradition zu regeln. Die Möglichkeit einer zivilen Eheschließung gibt es dagegen in keinem der Länder des Mittleren Ostens. Wie stark die Religionszugehörigkeit im Mittleren Osten mit der Frage der Identität verknüpft ist, zeigt sich auch an der Begebenheit, dass einmal einem deutschen Journalisten der Visumsantrag in eines der Länder dort abgelehnt wurde, weil er die Frage nach der Religionszugehörigkeit mit „keine“ beantwortet hatte.

Christ zu sein, ist eben keine Privatangelegenheit. Es hat nicht selten auch Einfluss auf die Vergabe von Stellungen und Posten. Vor allem im Libanon gestaltet sich das gesamte öffentliche Leben nach einem Religionsproporz. Dort sind zum Beispiel die drei höchsten Regierungsämter religiösen Gruppen zugeordnet: Der Staatspräsident ist immer Maronit, also Christ, der Ministerpräsident Sunnit und der Parlamentspräsident Schiit. Auch die Parlamentssitze werden nach einem religiösen Proporz verteilt. Das soll gewährleisten, dass auch religiöse Minderheiten angemessen politisch repräsentiert sind. In ande-

ren Ländern, wie zum Beispiel Jordanien, gibt es für Christen eine garantierte Zahl von Sitzen im Parlament.

Während der libanesischen Bürgerkriegsjahre zeigten sich aber auch die fatalen Seiten dieses Systems. An Straßensperren verschiedener Gruppierungen wurden Menschen nach ihren Ausweisen gefragt und dann je nach Religionszugehörigkeit durchgewunken oder erschossen. Wenn bei uns bis heute im Blick auf den libanesischen Bürgerkrieg von einem Krieg zwischen Muslimen und Christen gesprochen wird, liegt das daran, dass die Bevölkerungsgruppen, die sich bekämpft haben, mit ihrer Religionszugehörigkeit bezeichnet wurden. Mit der Religion selber hatten diese Kämpfe meist wenig zu tun. Im Jahr 2009 wurde die Religionszugehörigkeit aus den Ausweisdokumenten der Libanesen entfernt – eine aus dem blutigen Bürgerkrieg gezogene Lehre.

photo oikumene/Paul Jeffrey/ACT International



Nablus/Westjordanland: Palästinensische Frauen beim Einkauf. An den Häuserwänden hängen Plakate, die palästinensische Selbstmordattentäter und Gefangene ehren sollen.

Die unsichere politische Situation

Das ganze 20. Jahrhundert hindurch war der Mittlere Osten ein Brennpunkt und Unruheherd. In fast allen Ländern ist es immer wieder zu Unruhen gekommen. Das hat seinen Grund nicht zuletzt darin, dass sich in dieser Region während der Zeit der osmanischen Herrschaft, die immerhin vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkriegs dauerte, keine anderen, schon gar keine in unserem Verständnis „modernen“ politischen Systeme entwickeln konnten. Und als die europäischen Staaten dann ab Mitte des 19. Jahrhunderts ihre Interessen im Mittleren Osten zu verfolgen begannen, machten sie sich bestehende und schwelende Konflikte zu nutze und protegierten Bevölkerungsgruppen, die ihnen besonders hilfreich waren, wie zum Beispiel die Briten die Haschemiten, das heutige jordanische Königshaus. Nach dem Fall des osmanischen Reiches teilten sich Frankreich und Großbritannien das Gebiet weitgehend in zwei Einflussbereiche. Legitimiert wurde das damals durch ein Mandat des Völkerbundes. Als sich die Europäer dann aufgrund von



eskalierenden Konflikten (wie zum Beispiel in Palästina) oder aufgrund von Unabhängigkeitsbewegungen und -kriegen (wie im Libanon und in Syrien) zurückzogen, hinterließen sie in den von ihnen neu gezogenen Grenzen keine stabilen Verhältnisse.

Als Minderheit fühlten sich die Christen angesichts der politischen Instabilität der Region zusätzlich verunsichert. Weil die Mehrheit der Christen in diesen Ländern aufgrund der guten christlichen Bildungsangebote zur Schicht der Gebildeten gehörten und über gute Startbedingungen auch in anderen Ländern verfügten, wanderten schon bald viele Christen ins Ausland ab. Inzwischen emigrieren auch Muslime aus ihren Heimatländern, darunter viele mit guter Ausbildung. Aufgrund der muslimischen Bevölkerungsmehrheit ist das aber statistisch nicht so spürbar.

Verstärkt wurde die christliche Auswanderung noch durch die Gründung des Staates Israel: Zum einen kam damit ein weiterer Konfliktherd hinzu, zum anderen wurden und werden Christen des Mittleren Ostens wegen ihrer Beziehungen zu westlichen Kirchen – die ihrerseits oft enge Beziehungen zum oder zumindest große Sympathien gegenüber dem Staat Israel haben – in ihren eigenen Ländern immer wieder wegen ihrer vermeintlich pro-israelischen Einstellungen verdächtigt.

Wie sehr die jeweilige politische Situation den Auswanderungsdruck bei den Christen erhöht, bestätigt auch ein Brief des lutherischen Pfarrers in Bethlehem, Mitri Raheb, der uns zu Beginn der israelisch-palästinensischen Zusammenstöße im Oktober 2000 erreichte. Er beschreibt zunächst die Situation in den selbstverwalteten palästinensischen Gebieten, die von der Außenwelt abgeriegelt sind und die Lage in Bethlehem, wo unter anderem die Stromversorgung zerstört worden war, und fährt dann fort: „In dieser Situation denken mehr und mehr Leute vor allem unter den christlichen Palästinensern an Auswanderung. Wir befürchten, dass, wenn diese Situation für einige Zeit andauern sollte, Palästina seine ‚lebendigen Steine‘ verlieren wird.“

Im Herbst 2006, nach den Kämpfen zwischen der Hisbollah und Israel, die eine massive Zerstörung der libanesischen Infrastruktur zur Folge hatten, gaben über 90 Prozent der Studenten und Studentinnen an Beiruter Universitäten an, das Land baldmöglichst verlassen zu wollen. Seit dem Frühjahr 2011 haben sich die Menschen in vielen arabischen Ländern gegen ihre autoritären Regime erhoben. Bedauerlicherweise zeichnet sich ab, dass diese Entwicklung eher fun-

damentalistischen muslimischen Kräften nutzt, was die Lage der Christen zum Beispiel in Ägypten mit einem weiteren Fragezeichen versieht. Auch diese Entwicklung befördert eine weitere Auswanderung von Christen.

Die wirtschaftliche Perspektivlosigkeit

Die wirtschaftliche Entwicklung ist eng mit der politischen Situation verknüpft. Allerdings kann kein Land von innerer Stabilität allein leben. Beispiel Jordanien: Das Land bekommt zwar Dank seiner moderaten Haltung in den diversen Konflikten des Nahen und Mittleren Ostens – insbesondere für sein Friedensabkommen mit Israel und für seine Haltung während des Irakkrieges – westliche Hilfen. Dennoch steht es um die Wirtschaft schlecht. Auch wenn die Lebenshaltungskosten gegenüber den unseren günstig erscheinen, so sind sie, gemessen an den geringen Gehältern, für die Menschen dort erheblich.

Eine zusätzliche Belastung sind die Kosten für eine gute Ausbildung der Kinder. Wo immer möglich, werden Kinder auf teure Privatschulen geschickt, weil das staatliche Schulsystem häufig nur mittelmäßig ist. Doch wirklich teuer wird erst die weitere Ausbildung, bei der es zu Universitäten mit zum Teil sehr hohen Studiengebühren kaum eine Alternative gibt.

Bei all diesen Unsicherheiten überlegen es sich junge Menschen lange, ob sie sich die Gründung einer Familie leisten können. Und wenn sie eine gegründet haben, bleibt die Frage, welche Zukunft sie ihren Kindern in ihrem Heimatland werden bieten können.

Die Minderheitensituation und das Verhältnis zum Islam

Vieles des bis jetzt Genannten betrifft natürlich nicht nur die Christen, sondern alle Bevölkerungsgruppen der Länder des Mittleren Ostens. Für die Christen aber stellen sich viele Probleme aufgrund ihrer Minderheitensituation in verschärftem Maß. Denn als Teil einer Minderheit ist man in Situationen politischer oder wirtschaftlicher Unsicherheit schneller verunsichert. Beispiel Syrien: Auch wenn die Christen schon seit einiger Zeit als Minderheit gut angesehen und von Staats wegen eher gefördert denn behindert werden, so ist das Wissen, dass ihre Lage von den Regierenden abhängt, kein Garant für Stabilität und gibt daher auch kein Sicherheitsgefühl. Gerade in den derzeitigen Kämpfen zwischen den Regierenden und der Opposition geraten die Christen immer mehr zwischen die Fronten.



Beirut/Libanon: Aus dem Irak geflüchtete Christen bei einem Gedenkgottesdienst für die Opfer eines Al-Kaida-Attentats auf eine syrisch-katholische Kirche in Bagdad im November 2010.

Die politische und wirtschaftliche Unsicherheit führt auch bei anderen Bevölkerungsgruppen zur Auswanderung. Die Christen als Minderheit sind davon jedoch insofern stärker als andere Bevölkerungsgruppen betroffen: Wo nur noch wenige sind, da spürt man jeden einzelnen, der geht, und jeder weitere, der auswandert, lässt die Verbleibenden fragen: „Wollen wir, können wir noch bleiben?“ Mancherorts hat die Auswanderung gerade junger Christen heute schon die Folge, dass auf fünf junge Frauen lediglich ein junger Mann kommt. Das heißt, eine von fünf jungen Christinnen kann mit einem Christen eine Familie gründen.

Die anderen werden zum Teil vielleicht Muslime heiraten. Sie selbst können dann bei ihrem christlichen Glauben bleiben. Aber nach islamischem Recht ist es zwingend, dass die Kinder als Muslime erzogen werden müssen und im Zweifelsfall dem Vater zugesprochen werden – keine ermutigenden Perspektiven für die oft kleinen und kleiner werdenden christlichen Gemeinden im Mittleren Osten.



Eine israelische Siedlung im besetzten Gebiet nahe Bethlehem. Palästinensische Christen erleben gerade durch die Siedlungspolitik unmittelbar Unrecht von Seiten Israels.

Allerdings gehen die verschiedenen Konfessionen sehr unterschiedlich mit dieser Situation um. Bei der rum-orthodoxen Kirche kann man heute noch spüren, dass sie einst die Mehrheit der Bevölkerung gestellt hat. Auch wenn das Jahrhundert her ist, so begegnet sie dennoch dem Islam mit einem ganz anderen Selbstbewusstsein als manch andere Kirche. Und viele Christen – vor allem im Libanon – wehren sich, wenn ihnen der Status als „dhimmi“ zugesprochen wird. Dieser im Islam Anhängern einer Buchreligion zugesprochene Status räumt zwar einen gewissen Schutz ein, ist aber dennoch der Status eines Bürgers zweiter Klasse. Viele Christen bestehen heute darauf, als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt zu werden. Wie weit der Jahrhunderte andauernde „dhimmi-Status“ bei Christen eine Haltung eingeübt hat, die sich von vornherein immer zurücknimmt, wird unter den Christen dort immer wieder diskutiert.

Gegebenheiten wie die eben beschriebenen, sind für die Kirchen des Mittleren Ostens eine ständige Herausforderung im Gegenüber zum Islam. Eine weitere ist die Tatsache, dass Christen vergleichsweise problemlos zum Islam konvertieren können. Ein Übertritt vom Islam zum Christentum wird aber von führenden Geistlichen des Islams nach wie vor verboten und strikt abgelehnt, wenn auch

nicht von staatlicher Seite verfolgt. Ein zum Christentum konvertierter Moslem muss aber in seinem sozialen Umfeld meist mit erheblichen Konsequenzen rechnen. Nicht zuletzt deshalb wird Mission an Muslimen von den Kirchen in diesen Ländern in aller Regel als Bezeugen durch Präsenz und durch soziales Handeln der Kirchen verstanden. Christliche Waisenhäuser, Krankenhäuser und Schulen bieten ihre Dienste normalerweise nicht nur Christen, sondern auch Muslimen an und bezeugen so den christlichen Glauben bewusst als gelebte Haltung. Eine offensive Mission unter Muslimen wird von den einheimischen Kirchen dagegen abgelehnt. Sie könnte für die Kirchen weitreichende Konsequenzen haben.

Ein kontroverses Thema: Israel und Judentum

Ein Thema führt bei unseren Begegnungen mit Christen aus dem Mittleren Osten immer wieder zu Kontroversen: Das Verhältnis zum Judentum und zu Israel als Staat. Unsere Geschichte hat uns als Christen aus Deutschland für dieses Thema in besonderem Maße sensibilisiert. In unserer Theologie haben sich Lernprozesse vollzogen, die aus der Erfahrung des Holocaust heraus entstanden sind. Auch wenn es sich dabei – zum Beispiel beim Verhältnis zwischen Juden und Christen und bei der Betonung der bleibenden Erwählung des Judentums durch Gott – um Erkenntnisse handelt, die exegetisch begründet sind und deshalb nicht von historischen Rahmenbedingungen abhängig sein sollten, müssen wir uns doch eingestehen, dass auch bei uns diese Erkenntnisse vergleichsweise neu sind.

Die Christen im Mittleren Osten machen ganz andere Erfahrungen mit Israel als Staat als wir. Dort wird unmittelbar Unrecht erlebt, das von diesem Staat ausgeht. Und es ist in der Tat festzuhalten, dass zum Beispiel die Landenteignungen in der Westbank oder die Bombardierungen von Gaza durch die israelische Luftwaffe, die in den vergangenen Jahren mehrfach geschahen, nicht durch das Völkerrecht abgedeckt sind.

Solche Ereignisse tragen dazu bei, dass nicht nur direkt Betroffene, sondern auch Bewohner der Nachbarstaaten Israels dem Staat Israel nicht wohl gesonnen sind. Allerdings treffen die Christen des Mittleren Ostens durchaus auch Differenzierungen und setzen den Staat Israel nicht einfach mit dem Judentum gleich. Und vor der Ermordung des israelischen Ministerpräsidenten Jitzchak Rabin im Herbst 1995 durch einen Israeli gab es im ganzen Nahen Osten große Hoffnung auf Frieden.

Wenn wir bei Begegnungen mit Christen aus diesen Ländern auf dieses Thema zu sprechen kommen, sollten wir also immer zunächst hören. Wir sollten nicht Fakten ignorieren, nur weil sie nicht in unsere Theologie passen. Wenn wir selber lernen zu differenzieren, können wir am ehesten auch anderen dabei helfen.

„Lebendige Steine“

Wenn sich Christen im Mittleren Osten heute mancherorts selbstbewusst „Lebendige Steine“ nennen, dann wollen sie uns damit auch sagen: „Wenn ihr zu uns kommt, um die vielen interessanten Steine zu besichtigen, die es hier gibt, dann vergesst nicht, dass diese, soweit es christliche Zeugnisse sind, nicht existieren würden, wenn unsere Vorfahren nicht hier gewesen wären. Und vergesst nicht, auch uns wahrzunehmen als die lebendigen Steine der Länder der Bibel, sonst sind diese Länder bald wirklich nur noch eine christliche Ruinenstätte, ohne authentisches nahöstliches Christentum, ohne Christentum von den Ursprüngen her.“

Andreas Maurer war bis Ende 2011 Nahost-Verbindungsreferent
im Evangelischen Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS) und Geschäftsführer
des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS)

Zum Weiterlesen:

Naher Osten. Christen in der Minderheit.
Jahrbuch Mission 2012, Missionshilfe Verlag, Hamburg 2012

Martin Tamcke: Christen in der islamischen Welt – Von Mohammed bis zur Gegenwart, Verlag C.H. Beck, München 2008

Matthias Riemenschneider; „Zur Situation der Christen in Nahost und Nordafrika“ KAS-Auslandsinformationen 6/2011
www.kas.de/wf/doc/kas_23015-544-1-30.pdf

„Schneller Magazin“ über christliches Leben in Nahost, vierteljährlich erscheinend mit vielen Beiträgen von und über Christen in Nahost,
Bestellung und Download: www.evs-online.org

Ökumene im Mittleren Osten

Die mittelöstlichen Kirchen arbeiten in zwei ökumenischen Organisationen zusammen, wobei einige Kirchen in beiden Vereinigungen vertreten sind.

Der **Middle East Council of Churches** (Mittelöstlicher Kirchenrat), kurz MECC genannt, wurde 1974 als eine Gemeinschaft von Kirchen im Mittleren Osten mit dem Ziel gegründet, die Einheit und Zusammenarbeit der christlichen Kirchen in dieser mehrheitlich islamisch geprägten Region zu fördern. Die insgesamt 29 Mitgliedskirchen sind innerhalb des MECC in vier „Konfessionsfamilien“ zusammengeschlossen: östlich-orthodox, altorientalisch, katholisch und evangelisch. Der MECC hat seinen Sitz in der libanesischen Hauptstadt Beirut und vertritt nach eigenen Angaben etwa 14 Millionen Christen. Neben seinem Hauptsitz mit den meisten Mitarbeitern in Beirut unterhält der MECC auch Verbindungs- und Projektbüros in Zypern, Kairo (Ägypten), Damaskus und Aleppo (Syrien) sowie Amman (Jordanien); in Jerusalem und in der Golfregion ist er mit jeweils einer Person vertreten. Von 2004 bis November 2011 war der Ägypter Saleh Guirguis Generalsekretär des MECC mit Sitz in Beirut, hinzu kamen drei beigeordnete Generalsekretäre in Beirut, Kairo und Damaskus.



Das Logo des MECC

Für seine Aktivitäten und für die Aufrechterhaltung der christlichen Präsenz in dieser konfliktreichen Region erwartet der MECC von den westlichen Kirchen und Hilfswerken moralische und finanzielle Hilfestellungen, zum Beispiel Unterstützung bei der Finanzierung seiner Institutionen. Vor dem Hintergrund, dass die Situation der Christen und christlichen Kirchen im Nahen Osten immer schwieriger und spannungsreicher wird, erscheint diese Erwartung verständlich und sollte ernst genommen werden.

Da es keine nationalen Kirchenräte in den einzelnen Ländern gibt, kommt dem MECC die wichtige Rolle zu, eine Brücke zwischen den Konfessionsfamilien in der Region zu bilden. Aufgrund ihrer Minderheitenposition haben sich die orientalischen Christen häufig nach außen abgegrenzt und beziehen sich in ihrer diakonischen Arbeit nur auf ihre eigenen Mitglieder. Damit fällt dem MECC

auch die Rolle zu, die Öffnung der Kirchen zu ihren jeweiligen nationalen Gemeinwesen zu fördern und sie für entwicklungspolitische und menschenrechtliche Fragen zu gewinnen. Gleichzeitig muss auch der Dialog mit dem Islam, vor allem zu konkreten Fragen des Zusammenlebens, neu gesucht und weiter entwickelt werden.

Der MECC kann dabei auf eine lange Tradition und Erfahrung als Dialogpartner auf nationaler und regionaler Ebene zurückgreifen. Die Mission des MECC lässt sich in fünf Punkten zusammenfassen:

- Der MECC will die Einheit, das Vertrauen und die Kontinuität der Zusammenarbeit zwischen seinen Mitgliedskirchen stärken.
- Der MECC fördert die gegenseitige Unterstützung seiner Mitgliedskirchen in Glaubens- und Zeugnisfragen.
- Der MECC baut Brücken zwischen Christen und Menschen anderen Glaubens.
- Der MECC fördert die Motivation und die Ressourcen für die notwendigen diakonischen Dienste.
- Der MECC versteht sich als Mittler nicht nur zwischen Christen und Kirchen im Mittleren Osten, sondern zwischen allen christlichen Brüdern und Schwestern weltweit.

In den Jahren 2008 bis 2011 mussten die Aktivitäten des MECC auf ein Minimum beschränkt werden. Probleme in der Finanzverwaltung führten zu einem vorübergehenden Entzug der Unterstützung durch die ausländischen Partner. Zum anderen gab es Verstimmungen innerhalb der Kirchenfamilien selbst.

Die jüngste MECC-Vollversammlung auf Zypern, Ende November 2011, versuchte einen Weg aus diesen Schwierigkeiten zu finden. Father Dr. Paul Rouhana von der Maronitischen (Katholischen) Kirche im Libanon wurde zum neuen Generalsekretär gewählt. Bei einem Runden Tisch mit den Partnern Anfang April 2012 in Beirut wurde einmütig die Bedeutung des MECC hervorgehoben und der prinzipielle Wille der Partner zur Fortführung der Zusammenarbeit festgestellt. Wegen der in Mai 2012 anstehenden Wahl eines neuen koptisch-orthodoxen Papstes wird sich voraussichtlich erst Mitte 2012 zeigen, inwieweit diese wichtige Regionalorganisation aller Kirchen im Mittleren Osten wieder funktionsfähig wird. Eine neu eingesetzte Begleitgruppe soll die Kommunikation zwischen dem MECC und seinen Partnern verstärken.

Ein zweiter ökumenischer Verbund ist die **Fellowship of the Middle East Evangelical Churches** – FMEEC (Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen im Mittleren Osten), die die langfristige Stärkung der christlichen Minderheiten anstrebt. 1974 gegründet, sind in ihr 15 Kirchen unterschiedlicher konfessioneller Herkunft zusammengeschlossen, jedoch gehören ihr – anders als beim MECC – die orthodoxen, orientalischen und die katholischen Kirche nicht an.



wikimedia commons
Bearbeitung Martin Keiper/EMW

Zum Mittleren Osten werden die Länder von Marokko bis Iran, von der Türkei bis zum Südsudan gerechnet, zum Nahen Osten meist nur die arabischen Staaten Vorderasiens und Israel. In den dunkelgrün hervorgehobenen Staaten sind Kirchen vertreten, die dem Mittelöstlichen Kirchenrat (MECC) angehören.

Die Mitgliedschaft umfasst evangelisch-reformierte, lutherische und episkopale Kirchen vom Persischen Golf im Osten bis nach Algerien im Westen und dem Sudan im Süden. All diese Kirchen sind zugleich Mitglieder im MECC.

Der FMEEC will die Einheit innerhalb der evangelischen Kirchen der Region fördern und ihnen so die Mitwirkung in der weiteren ökumenischen Struktur des MECC erleichtern. 2006 einigten sich die FMEEC-Kirchen auf die gegenseitige Anerkennung von Taufe, Abendmahl, Amt und Ordination. 2010 wurde die Frauenordination offiziell anerkannt, da der Ausschluss von Frauen aus der gesellschaftlichen und kirchlichen Verantwortung als Problem mit gemeinschaftsschädigenden Folgen erkannt worden war.

Die FMEEC bietet den Kirchen in der Region Seminare für Laien in theologischer und praktischer Aus-



bildung an, die in Kooperation mit den beiden bestehenden protestantischen Seminaren der Region (Near East School of Theology, Beirut und Evangelical Theological Seminary, Kairo) durchgeführt werden. In diesen Einrichtungen soll eine neue Generation von ökumenisch engagierten Führungskräften in den Kirchen aufgebaut werden, deren Zahl durch Kriege und Emigration stark dezimiert worden ist.

Auch bei seinen Bildungsprogrammen in den Bereichen Frauen, Jugend und Kindern geht es der Gemeinschaft vor allem um die Stärkung von Laien in den kleinen protestantischen Kirchen. Damit setzt die Gemeinschaft einen deutlichen Kontrapunkt zu anderen Kirchen in einer Region, die eher traditionell patriarchalisch, hierarchisch und klerikal ausgerichtet sind.

Pfarrer Dr. Owe Boersma ist Referent für Afrika und den Mittleren Osten im Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW) in Hamburg.

Im Internet:

Liste der Mitgliedskirchen des MECC:

www.mec-churches.org/member_churches/member_churches.htm

Liste der Mitgliedskirchen des FMEEC:

www.oikoumene.org/gr/member-churches/regions/middle-east/fmeec.html

In der Nachfolge der Urgemeinde

Heiliges Land und Selbstverständnis der orientalischen Christen

Noch immer klingen die Worte in mir, die ich im Oktober 1996 in Damaskus hörte: „Christus ist durch die Inkarnation in besonderer Weise mit dem Land verbunden. Christus ist überall, aber er wählte in seiner Inkarnation diese besonderen Orte: Bethlehem, Jerusalem...“

Wir waren eine Gruppe von Pfarrerinnen und Pfarrern, und zu uns sprach der Patriarch der arabischsprachigen, byzantinischen Kirche, der rum-orthodoxen Kirche, Ignatios IV. Worum ging es ihm? Sein Thema war nicht der Nahostkonflikt, auch nicht christliche Besitzrechte oder Besitzansprüche gegen andere, etwa Muslime oder Israel. Nein, er wollte uns erklären, was Christen des Orients für ihr Selbstverständnis so wichtig ist: Sie sehen sich mit ihren Kirchen in der Nachfolge der frühen Kirche, die in ihrer Heimat ihren Ursprung hat. Die Heilsgeschichte mit Jesus Christus und der pfingstlichen Kirche ist für sie eng verbunden mit konkreten Orten, konkreten Gesellschaften und Gemeinschaften. Er erzählte von seiner Sorge, die westlichen Christen würden die Heilsgeschichte spiritualisieren und vergessen, dass diese Geschichte ihre Orte und Bindungen hat. Als das Wort Fleisch wurde, ging es ein in Raum und Zeit. Auch wir westlichen, evangelischen Christen verlieren viel, so machte er deutlich, wenn wir die Verbindung Jesu und der Kirche mit dem alten Christentum des Orients vergessen.

Für mich wurde dieses Gespräch wichtig. Bei späteren Gesprächen mit orientalischen Christen verstand ich noch mehr. Für sie endet das Heilige Land nicht an den Grenzen des Jordan oder Israels. Es schließt die ganze Region ein: Ägypten, nach dem Matthäusevangelium Zufluchtsland Jesu und seiner Familie, Jordanien mit dem Gebiet der Zehnstädte, den Libanon, den Jesus bereist hat, Antiochien in der Türkei, wo die nachösterliche Gemeinde zum ersten Mal „Christen“ genannt wurde, Damaskus, wo Saulus zum Paulus wurde, die weiten Räume des nördlichen Arabien, in die er sich dann zunächst zurückzog.

Orientalische Christen sehen sich und ihre Kirchen in der Nachfolge der Urgemeinde, fühlen sich ihr besonders verbunden. Es verletzt sie, wenn westliche

Christen ihre selbstverständliche und ursprüngliche Bindung zum Land, seiner Geschichte und Kultur nicht kennen oder gar leugnen. Von westlichen Christen wird dieses Selbstbild orientalischer Kirchen wenig verstanden. Dafür gibt es manche Gründe.

Da ist zunächst die kulturelle Fremdheit. Für westliche Christen gehören westliche Kultur und Christentum zusammen, ja sind für sie fast identisch. Fremde orientalische Züge des nahöstlichen Christentums werden gern mit dem Einfluss des Islam erklärt, Orientalisches damit aus dem Christentum „weg“definiert! Wenn etwa christliche Frauen in Syrien beim Gottesdienst den Kopf mit einem Tuch bedecken, zumindest beim Empfang des Abendmahls, dann sehen viele darin den Einfluss des Islam und vergessen, dass schon im Neuen Testament für Frauen im Gottesdienst ein Kopftuch gefordert wird.

Dass das Christentum seine Anfänge und erste Gestalt im Orient gewann und die orientalischen Kirchen Träger dieses Erbes sind, ist häufig vergessen und verdrängt. Das liegt auch an Defiziten der Schule und vor allem der Theologenausbildung: die Geschichte des orientalischen Christentums kommt darin nicht vor. Manche entdecken daher Christentum im Orient erst mit der Mission des 19. Jahrhunderts.

Weitere Barrieren schaffen die eigene Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte. Der Protestantismus hat sich lange abgegrenzt von katholischem Wallfahrtswesen und Heiligenverehrung. Pilgerfahrt war dem Protestantismus fremd, die Teilnahme an Pilgerfahrten in evangelischen Ländern nach der Reformation mit hohen Strafen bedroht. Damit ging der evangelischen Christenheit viel von der emotionalen Bindung an das „Heilige Land“ verloren, die in katholischen Ländern durch die Pilgerfahrt weiter gepflegt wurde. Erst in der Neuzeit entwickelten sich auch im Protestantismus neue Bindungen an das „Heilige Land“, in den letzten Jahren auch ein neuer Zugang zum Pilgern.

Wenn orientalische Kirchen die Bindung an das Heilige Land für ihren Glauben betonen, ignorieren sie nicht, dass Gott nach dem Evangelium im Geist und in der Wahrheit angebetet werden will. Schon das Neue Testament kritisiert vielfach Vorstellungen von einer Heiligkeit des Landes, und die Kirchenväter betonten die geistliche Natur des Heiligen Landes und des himmlischen Jerusalem. Der orientalische Kirchenvater Gregor von Nyssa etwa antwortete einem Freund auf die Frage, ob man ins Heilige Land pilgern solle: „Ihr, die ihr den Herrn fürchtet, lobt ihn an den Orten, wo ihr seid. Ein Ortswechsel bringt euch Gott

nicht näher; aber wo immer Du Dich befinden mögest, wird Gott zu dir kommen. Rate also, lieber Freund, den Brüdern, dass sie aus dem Leibe herauspilgern zum Herrn, aber nicht aus Kappadokien nach Palästina“.¹

Auch wenn dies weiterhin gilt, können evangelische Christen sich von orientalischen Christen und Kirchen daran erinnern lassen, dass das Christentum nicht in Europa oder Amerika seinen Ursprung hat. Es hat im Orient seine eigene, kontinuierliche Geschichte von theologischem, spirituellem und kulturellem Reichtum. Es lohnt, den Christen des Mittleren Ostens aufmerksam zuzuhören, wenn sie ihren Kontext, ihre Geschichte, ihre Zukunft und ihre Rolle im Nahen Osten thematisieren. Das könnte westliche Kirchen und Christen verändern: Wir lernen, die reiche Geschichte, die Theologie, die Glaubenskraft und Leidenschaft orientalischer Kirchen und Christen zu würdigen. Wir geben die Haltung des Missionars und finanziell Überlegenen auf. Wir lassen uns von den orientalischen Kirchen Zugänge zur Kultur des Orients, auch des Islam, zeigen, die dem Westen verschlossen sind. Wir befragen westliche Geschichtsbilder, die Geschichte und Kultur der alteingesessenen Orientalen aus Unkenntnis oder politischer Entscheidung nicht wertschätzen. Wir merken, dass westliche Theologie die orientalischen Kirchen theologisch enteignet, wenn sie ihre spirituelle und kulturelle Bindung an das Land, in dem die Wunder der Inkarnation und der Entstehung der Kirche geschahen, nicht respektiert.

Pfarrer Heinrich Georg Rothe ist Islambeauftragter der
Evangelischen Landeskirche in Württemberg

1 Zitiert nach: Laurenz Volken, Sinn und Botschaft des Heiligen Landes, in: D.-M. A Jaeger, Ecumenical Institute for Theological Research, Tantur, Jerusalem (ed): Papers read at the 1979 Tantur Conference on Christianity in the Holy Land, Jerusalem 1981 (Studia Oecumeniaca Hierosolymtiana Vol 1), S. 97-118.

Wo alles begann

Die Vielfalt der Kirchen im Nahen und Mittleren Osten

Keine Frage: das Christentum entstand im Orient. Hier liegen seine Wurzeln in Landschaften, die heute zu Staaten wie Ägypten, Palästina, Israel, Libanon, Syrien, Jordanien, Türkei, Iran, Armenien und Irak gehören.

Das Christentum in diesen Regionen verschwand nicht mit der Eroberung durch die Araber. Es blieb und hatte sich unter den neuen Bedingungen arabisch-muslimischer Herrschaft zu erhalten. Dennoch setzten schon früh gewaltige Wanderungsbewegungen unter Christen ein, die wesentlich mit den Herrschaftsverhältnissen nach der Eroberung zu tun hatten. So wird überliefert, dass die Christen von Nadjran, südöstlich von Mekka in Richtung des heutigen Jemen, von Mohammed selbst eine Garantie erwirkten, dass sie ihren Glauben weiter ausüben konnten, dafür aber sich bestimmte Einschränkungen und erhöhte Steuern gefallen lassen mussten.

Auch wenn der historische Kern solcher Verträge, die überall, wo die Araber sieghaft sich die christliche Bevölkerung unterwarfen, nicht eindeutig zu datieren ist: In der Regel fand die neue Herrschaft in ein rechtlich geregeltes Verhältnis zur Bevölkerung der eroberten Gebiete, die noch über Jahrhunderte in ihrer Mehrheit christlich blieb. Die Christen von Nadjran aber wurden in der Folge späterer Spannungen nach Mesopotamien umgesiedelt. Auf der arabischen Halbinsel ging das orientalisch-christliche Christentum dann im 11. Jahrhundert unter (auf Sokotra erst im 15. Jahrhundert).

Die Christen waren aber keine organisatorische Einheit mehr, als die Muslime das Byzantinische (Oströmische) und das Sassanidische (Persische) Reich ihrem Imperium einverleibten. Weder gehörten auf dem Boden der Gebiete, die zuvor zu Byzanz gehört hatten, alle Christen zur Reichskirche, noch gehörten auf dem Boden der Gebiete, die zuvor zu Persien gehört hatten, alle Christen zur Kirche des Ostens, der damals ihrer geografischen Ausdehnung nach größten Kirche der Welt. Vielmehr hatte sich die Bevölkerung in Ägypten und im syrischen Raum (dazu gehörten die Regionen besonders der heutigen Südosttürkei, Syriens und des Libanon) ihren eigenen Weg erhalten mit einer im Gegensatz

zur Reichskirche stehenden Dogmatik. Ihnen schlossen sich später die Armenier an, Nubier, Äthiopier. Syrische Thomaschristen und Eriträer fanden später zu dieser Kirchenfamilie hinzu. Die Christenheit Persiens ging grundsätzlich einen anderen Weg als die des Römischen Reiches.

Im Mittelalter wurden dann die Sendboten der römisch-katholischen Kirche im Orient aktiv und suchten die Kirchen des Orients für eine Union mit Rom zu gewinnen. Schließlich führte die Kolonialzeit verstärkt die Protestanten in die Region, und sie hinterließen mit ihren Missionen eigene Kirchen.

So erwuchs im Orient die beeindruckende Vielfalt christlichen Lebens. Noch immer sind es vor allem die Christen, die im Sinne der Koexistenz der Weltreligionen den Vorderen Orient offen halten für eine multireligiöse Perspektive, nachdem die Juden fast alle Länder der Region verlassen haben, um in Israel oder in den USA eine neue Heimat zu finden.

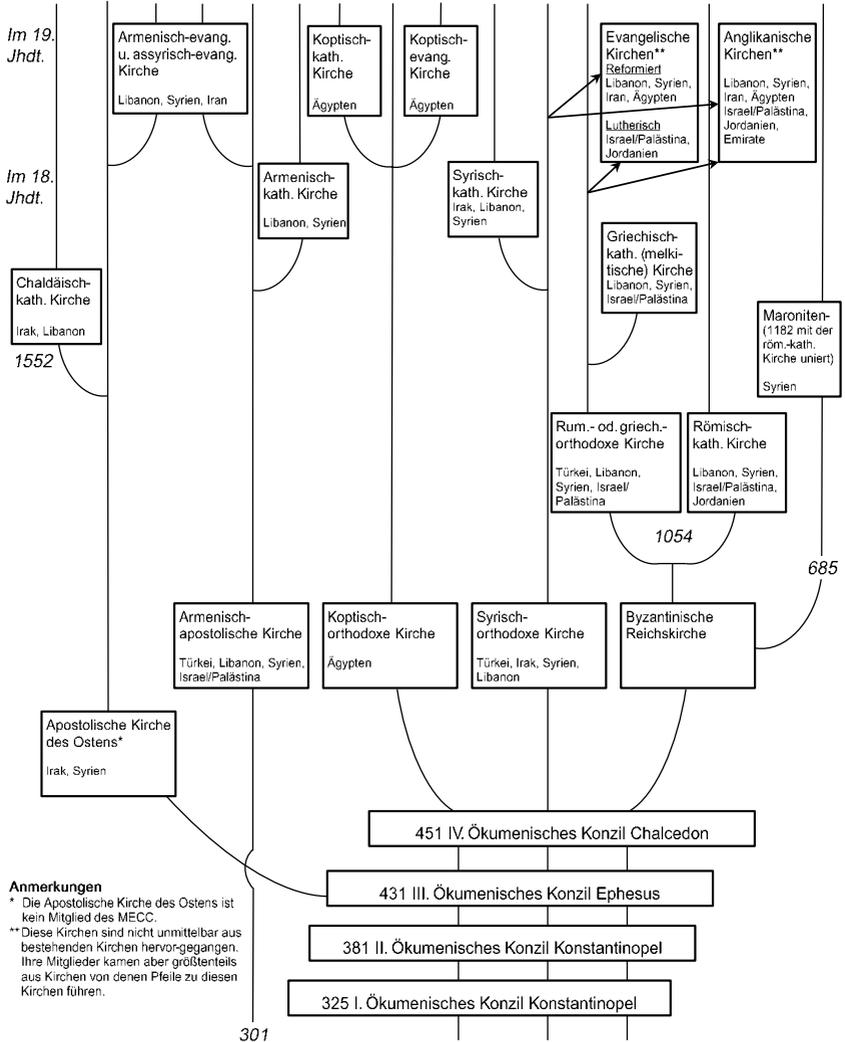
Die Assyrische Apostolische Kirche des Ostens

Die ihrer geografischen Ausdehnung nach größte Kirche des Mittelalters – die Assyrische Apostolische Kirche des Ostens (früher: Apostolische Kirche des Ostens) – ist nach wie vor im Orient präsent. Einst hatte sie sich bis nach China und Japan, Indonesien und die Mongolei, zum Horn von Afrika bis Kirgisien ausbreitet. Ihr Zentrum war das Persische Reich, das damals sein Machtzentrum in Mesopotamien hatte (weithin im heutigen Irak).

Die Anfänge des Christentums in Persien gehen bis ins 2. Jahrhundert zurück. Ihr Oberhaupt galt im Mittelalter als Sprecher aller Christen am Hof der Kalifen in Bagdad („Vater der Christen“). Ihre Hochschulen zeugten von tiefer Gelehrsamkeit, umfangreicher Kenntnis der Philosophie, Exegese, Geschichte und Medizin. Aus ihren Klöstern wuchs ein Mönchtum in Arabien und Persien heran, dessen Mystik eng verwandt ist mit der Mystik der Sufis, die hier etwas später auf demselben Boden wirkten und wohl inspiriert waren von ihren christlichen Vorgängern. Zu den bedeutendsten Mystikern dieser Kirche zählt Isaak von Ninive. Die abschließende, kurzgefasste Dogmatik schrieb der Metropolit Ebedjesus im 13. Jahrhundert. Berühmt für beeindruckende Hymnen ist besonders der Dichter Giwargis Warda.

Diese Kirche kennt keine konstantinische Wende, wie die Kirche auf dem Boden des Römischen Reiches, die damit von einer verfolgten zu einer mitherrschenden

Die Mitgliedskirchen des Mittelöstlichen Kirchenrates und ihre Entstehung



Anmerkungen

- * Die Apostolische Kirche des Ostens ist kein Mitglied des MECC.
- ** Diese Kirchen sind nicht unmittelbar aus bestehenden Kirchen hervorgegangen. Ihre Mitglieder kamen aber größtenteils aus Kirchen von denen Pfeile zu diesen Kirchen führen.

Grafik: Andreas Maurer/ Bearbeitung: Anke Bielenberg

den Kirche wurde. Immer war sie Repräsentant einer Minderheit, immer lebte sie mit anderen Religionen auf gemeinsamem Boden. Marco Polo fand sie in China vor, wo sie im Jahr 635 offiziell vom Kaiser seinen Untertanen zum Studium anempfohlen worden war. Bei der Eroberung Bagdads durch die Mongolen im 13. Jahrhundert, bei der der Kalif von den Mongolen hingerichtet wurde, erhielt die Kirche von den Eroberern einen der Kalifenpaläste zur Nutzung. Das Oberhaupt der Kirche residierte da schon seit Jahrhunderten auch in Bagdad. Wichtig wurde die große Übersetzungsbewegung, in der bedeutende Übersetzer aus dieser Kirche seit dem 9. Jahrhundert im Dienst des „Hauses der Weisheit“ des Kalifen in Bagdad tätig waren, um das griechische und syrische Erbe aus Philosophie und sonstigen Wissenschaften den Arabern zu vermitteln. Doch als die Mongolen dann Muslime und nicht Christen wurden, da begann der Untergang. Immerhin war noch in dieser Zeit ein Mongole Oberhaupt der Kirche. Nur das zu dieser Kirche gehörige Christentum in Indien überlebte neben der sich immer mehr in die Gebirge Nordmesopotamiens zurückziehenden Kerngemeinschaft.

Vor Mitte des 19. Jahrhundert kam es dann zu ersten gewaltsamen Vernichtungsschlägen gegen die Gläubigen dieser Kirche. Im Ersten Weltkrieg mussten sie des militärischen Druckes durch die osmanischen Truppen wegen ihre angestammte Heimat verlassen und das ganze Volk flüchtete mit Alten und Kindern und Vieh und Wagen zunächst in Richtung der russischen Truppen. Als diese wegen der Revolution zusammenbrachen, wandte sich der nun um seine Volksgenossen in Persien bereicherte Zug in Richtung der heranrückenden englischen Truppen. Patriarchen starben auf der Flucht oder wurden ermordet. Nur ein kleiner Teil des Volkes überlebte und wurde nach dem Krieg bei seinen Glaubensgenossen im Irak angesiedelt. Einerseits dienten sie dort lange den Briten als Polizeitruppe, andererseits erlagen sie in den 1930er Jahren erneuten Vernichtungszügen.

Heute ist die Kirche weltweit verstreut. Ihr Patriarch residiert in den USA, ein Gegenpatriarch in Bagdad. Das Gegenpatriarchat entstand als Protest gegen die Einführung des gregorianischen Kalenders. Die sogenannten Altkalendarier halten am julianischen Kalender fest. Im Orient ist die Assyrische Kirche des Ostens zahlenmäßig besonders im Irak und Iran stärker vertreten, aber auch in Syrien, im Libanon und Israel. Die Kirche nahm schon früh an ökumenischen Aktivitäten teil.

Theologisch fühlt sich diese Kirche der Auffassung des in der Reichskirche im 5. Jahrhundert verurteilten Patriarchen Nestorius verwandt. Ihre Gläubigen wer-

den deshalb als „Nestorianer“ von anderen Kirchen verketzert. Alle Versuche, dem Mittelöstlichen Kirchenrat beizutreten, sind bis heute gescheitert. Schon früh fand sich der Patriarch der Kirche, zuweilen auch andere Würdenträger, bei den Treffen der ökumenischen Bewegung ein. Die über die ganze Welt verstreute Kirche hat heute ca. 250.000 Mitglieder, möglicherweise 10.000 bis 20.000 in Deutschland (deren Bischof in Schweden residiert).

Die Syrische Orthodoxe Kirche

Die Syrische Orthodoxe Kirche ist heute in ihrer einstigen Zentralregion im Südosten der Türkei, wo bis ins 20. Jahrhundert hinein auch ihr Patriarch residierte (zuletzt im Safrankloster bei Mardin), beinahe ausgestorben, obwohl für die zwei bis dreitausend Gläubigen dort noch ein Erzbischof im Kloster Mar Gabriel, unweit der Stadt Midyat, und ein weiterer im Safrankloster bei Mardin residieren. Zwei weitere Bischöfe, einer in Istanbul, ein anderer in Adyaman, künden mit ihren Amtssitzen von den Wanderungsbewegungen der Gläubigen innerhalb der Türkei aufgrund der Situation am Arbeitsmarkt. 80 Prozent der syrisch-orthodoxen Christen in der Türkei leben heute in Istanbul.

Legenden berichten von ersten Kontakten zwischen dem König von Edessa und Jesus. Jedenfalls fasste das Christentum früh Fuß in den Regionen, die die Herkunftsregionen der Syrischen Orthodoxen Kirche werden sollten. Da das Syrische, dessen westsyrischer Zweig zur Kirchensprache der syrischen Orthodoxen wurde, sich vom Aramäischen her entwickelte, weisen die Gläubigen der Kirche gern darauf hin, dass sie bis heute noch die Sprache Jesu sprechen. Deren moderne Variante aus dem Südosten der Türkei, das Turoyo, ist heute noch Verkehrssprache vieler syrisch-orthodoxer Migranten aus der Türkei und natürlich bei denen, die in ihrer Heimat blieben. Daneben erlernen aber alle in den Kirchenschulen das in der Liturgie Verwendung findende klassische Westsyrisch.

Der Patriarch der Syrischen Orthodoxen Kirche steht nach eigenem Empfinden bis heute offiziell dem Patriarchat von Antiochien vor, jenem Patriarchat also, das sich auf die Apostel Petrus und Paulus zurückführt. Der Bischof Jakob Baradaïos, 542 auf Betreiben der Kaiserin Theodora und des Königs der arabischen Ghassaniden geweiht, war zwar ständig auf der Flucht vor den Häschern des Reiches und der Reichskirche, konnte aber unzählige Weihungen durchführen und damit die miaphysitische Tradition im Vorderen Orient gegen den Vernichtungsdruck der Byzantiner sichern.

Die Kirche hat gerade im Mittelalter große Theologen hervorgebracht wie Barhebräus, Michael Syrus und Dionysios bar Salibi. Mit ihren Namen verbindet sich das Phänomen der syrischen Renaissance. In dieser Zeit reagierte die syrische Literatur noch einmal mit aller Kraft auf die um sie blühende arabische Literatur und suchte sie auch in den dichterischen Formen zu übertreffen. Schismen – etwa 1292 bis 1445 in Kilikien (mit Sitzen der konkurrierenden Leitungen in Aleppo, Damaskus und Jerusalem) und seit 1364 bis 1455 im Tur Abdin erschütterten die Kirche nachhaltig. Ab 1455 aber war die Kirche unter dem Patriarchen in Mardin weithin geeint.

Zwei Mal gelangen der Kirche entscheidende Unionen mit syrischsprachigen Christen anderer Traditionen: Im 6./7. Jahrhundert gelang es nach endlosen Streitigkeiten, zwei geografisch kleinere Räume aus den Gebieten der Kirche des Ostens mit dem Patriarchat zu verbinden (Mar Mattai und Tagrit), im 17. Jahrhundert gelang es dann, die sich von Rom wieder befreienden syrischen Thomaschristen Indiens für eine Union mit dem Patriarchat zu gewinnen. Zudem konnte sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfolgreich Maroniten für sich gewinnen (einer ihrer Patriarchen war ursprünglich Maronit). Diese Gruppe stellt heute den größten Anteil unter den Gläubigen des Patriarchates. Allerdings kosteten die erfolgreichen Unionsbemühungen Roms ab dem 17. Jahrhundert der Kirche einen wichtigen Teil ihrer Gläubigen.

Heute gibt es kein geschlossenes Siedlungsgebiet syrisch-orthodoxer Christen mehr. Sie leben weltweit verstreut. Entscheidend waren die Vernichtungsaktionen im Jahr 1915 seitens der Jungtürken gegen sie. Die syrisch-orthodoxen Gläubigen kämpfen für die internationale Anerkennung dieses Vorgangs als Genozid. Das Jahr 1915 ist für sie das „Jahr des Schwertes“ (Seyfo). Die Kirche hat sich schon früh an der weltweiten Ökumene beteiligt. In Indien dürften etwa 750.000 Menschen zur Syrisch-Orthodoxen Kirche gehören, im Rest der Welt etwa 300.000, davon etwa 70.000 in Deutschland

Die Armenische Apostolische Kirche

Die Armenische Apostolische Kirche nimmt für sich traditionell in Anspruch, die älteste Staatskirche der Welt zu sein, da sich nach eigener Überlieferung König Tiridates im Jahr 301 hat taufen lassen und sein Volk dem Christentum zuführte. Gregor der Erleuchter organisierte die Kirche zu Beginn des 4. Jahrhunderts. In der Zeit großer Bedrängung durch Druck besonders seitens der Sassaniden verteidigten die Armenier nicht nur ihre Religion, sie schufen auch

das armenische Alphabet, eine armenische Literatur und Liturgie. Das politisch geteilte Volk (einerseits unter byzantinischem Einfluss, andererseits unter persischem) wurde so als Einheit erhalten.

Auf den Synoden von Dvin (506/507 und 552) bekannte sich die Armenische Kirche zum Miaphysitismus. An dem Konzil von Chalcedon hatte die Kirche wegen der Religionskriege mit Persien nicht teilnehmen können. Die Georgier trennten sich im 6. Jahrhundert von den Armeniern und der drückenden arabischen und seldschukischen Herrschaft wegen siedelte der politische und kirchliche Schwerpunkt der Armenier nach Kleinarmenien über, wo in Hromkla der Patriarch eine neue Heimstatt fand, seit 1293 in Sis.

In der Kreuzfahrerzeit kam es zu intensiven Berührungen mit Lateinern und Griechen. Besonders Nerses von Lambron dokumentiert die ökumenische Weite armenischer Theologie im 12. Jahrhundert. 1375 ging das kleinarmenische Königreich unter. 1441 wurde Etschmiadzin wieder Sitz des Katholikats, während das Katholikatum von Sis nach dem Völkermord, dem die Armenier im Ersten Weltkrieg seitens der Türken ausgesetzt waren und dem ein bis zwei Millionen Armenier zum Opfer fielen, schlussendlich nach Antelias im Libanon übersiedelte. Daneben existierte ein nur regional wichtiges Katholikatum in Aghtamar (1113–1895) im Vansee. Die Bedrängung der Kirche war sowohl im Osmanischen wie im Russischen Reich gegeben.

Heute residieren Patriarchen in Konstantinopel (seit 1458) und Jerusalem (seit 1311) neben den Katholikos-Patriarchen in Etschmiadzin und Antelias. Sieben Millionen Armenier gehören zur Kirche. Eine weltweite Diaspora kennzeichnet die Kirche und ihr Leben. Von den ca. 60.000 Armeniern in Deutschland gehört knapp die Hälfte auch zur Armenischen Kirche (der Erzbischof residiert in Köln).

Die Koptische Orthodoxe Kirche

Die Koptische Orthodoxe Kirche entstand wie die Syrisch-Orthodoxe Kirche organisatorisch in der Auseinandersetzung mit der Kirche des Römischen Reiches und versteht sich als die rechtmäßige Nachfolgerin des Patriarchates von Alexandria. Ihren Ursprung führt sie auf den Apostel Markus zurück. Bis heute werden die Ursprungsgestalten des Christentums in Ägypten als Kennzeichen auch gegenwärtiger Kirchlichkeit gesehen: Rechtgläubigkeit (zentrale Erinnerungsfigur ist Athanasios, der für das Bekenntnis von Nicäa und Konstantinopel entscheidende Theologe), das Mönchtum der Einsiedler (zentrale Erin-

nerungsfigur ist Antonios, der als Begründer des Mönchtums gesehen wird), das gemeinschaftlich gelebte Mönchtum (Pachomios als Begründer eines kommunitären Klosterwesens), die Betonung der nationalen koptischen Eigenart durch Dioskur und Schenute (ersterer der Patriarch, der von der Reichssynode verurteilt wurde und für den theologischen Sonderweg der Kopten steht, der zweitgenannte der Abt, der umfangreiches Schrifttum in koptischer Sprache hinterließ).

Nach der arabischen Eroberung 639–642 konnte der von den Eroberern aus dem Exil in der Wüste geholte Patriarch Benjamin I. (590–665) die Kirche reorganisieren. Die Aufstände gegen die neuen Herren im Land aber scheiterten. Das Arabische wurde zur Sprache auch der Kopten und sie schufen das umfangreichste Schrifttum im Bereich des Christlich-Arabischen. Patriarch Kyrillos IV (1854–1861) war der erste, der Reformen betrieb zwecks des Ausgleichs der Tradition mit der Moderne. Es kam zeitweilig zur völligen Gleichberechtigung der Kopten in Ägypten, und einige Kopten wurden Premierminister des Landes.

Marienerscheinungen gehörten zur Revitalisierung der koptischen Religiosität besonders in der Zeit des Patriarchen Kyrillos VI (1959–1971), die Sonntagsschulbewegung trug lange Zeit dazu bei, dass Kopten in höherem Maß als ihre muslimischen Mitbürger die Bildung für ihren sozialen Aufstieg nutzen konnten. Seit der Zeit Sadats aber wurden sie zusehends im Gesellschaftsgefüge marginalisiert. Die Kirche ist aktives Glied in der weltweiten Ökumene. In Deutschland gehören 6.000 Gläubige zu dieser Kirche (der Bischof residiert in Hörter-Brenkhausen).

Historisch den Kopten in Ägypten eng verbunden sind die Äthiopier (seit Mitte des 20. Jahrhunderts mit einem eigenen Oberhaupt, das kein ägyptischer Kopte mehr ist) und die aus diesen erwachsenen Eriträer. Die beiden Kirchen stellen mit Abstand die volkreichsten Kirchen in der Region, sind im eigentlichen Vorderen Orient aber nur mit kleineren Gemeinschaften, v. a. in Ägypten vertreten. Die Äthiopier sind im Libanon als Religionsgemeinschaft offiziell anerkannt und ihr Kloster in Jerusalem auf der Grabeskirche gehört zu den international bekannten Sehenswürdigkeiten in der Stadt.

Die Griechisch-Orthodoxe und Rum-Orthodoxe Kirchen

Die Tradition der Byzantinischen Reichskirche setzen gleich mehrere Kirchen in der Region fort: das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel, das Pat-

riarchat von Antiochia der Rum-Orthodoxen Kirche, das griechisch-orthodoxe Patriarchat von Alexandria, das Erzbistum Sinai und die Kirche von Zypern. Die politisch wechselvollen Schicksale Antiochias erschwerten das Leben der Reichskirche der Region. Das auf Paulus und Petrus sich berufende Patriarchat hatte sich gegen Verdächtigungen der arabischen und muslimischen Herrscher zu halten, die darin gründeten, dass es kirchlich – ausdrücklich besonders nach der byzantinischen Eroberung der Stadt im 10. Jahrhundert – Bestandteil der Byzantinischen Reichskirche war.

Seit 1516 die Osmanen über die alten Patriarchatssitze herrschten, konnten Griechen die obersten Hierarchen stellen. Erst 1898 wählten die Bischöfe gegen den Willen des Patriarchats in Konstantinopel einen Araber zunächst zum Patriarchatsverweser, seit 1899 zum Patriarchen. Einst waren die Gläubigen dieser Kirche ihrer Nähe zur Reichskirche der Byzantiner wegen „Melkiten“ genannt worden. Heute nennt sich die Kirche Rum-Orthodox und legt Wert auf das Arabische als eines ihrer Kennzeichen. Einer der frühen Ministerpräsidenten des unabhängigen Syrien stammte aus dieser Kirche, wie auch George Habash, der Führer der Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP).

Von den deutlich über zwei Millionen Gläubigen lebt die knappe Hälfte in der weltweiten Diaspora. Das Patriarchat von Alexandria umfasst nur noch wenige Tausend Gläubige, ist aber für die gesamte Kirche auf dem afrikanischen Kontinent zuständig (dort sind es ca. 300.000 Gläubige in zahlreichen afrikanischen Ländern). In Jerusalem und Alexandria residieren nach wie vor Griechen als Oberhaupt dieser Patriarchatskirchen. In Deutschland gehören ca. 30.000 Menschen dieser Kirche an (ohne eigenen Bischof in Deutschland).

Die katholischen Kirchen

Die Zeiten der Kreuzfahrer waren zugleich die Zeiten verstärkter römisch-katholischer (lateinischer Präsenz) im Vorderen Orient, aber zahlenmäßig überwiegen bei weitem jene katholischen Glaubensgemeinschaften, die auf das Werben Roms um Union eingingen. Aus der syrischen Tradition fanden so Maroniten, Chaldäer und Syrisch-Katholische ihren Weg unter den Primat des Papstes, Unierte gibt es auch in der koptischen, der melkitischen und armenischen Tradition.

Die Maroniten führen sich auf das Kloster des Einsiedlers Maron zurück. Die Anfänge der Kirche geben gerade im Blick auf deren dogmengeschichtliche

Stellung Rätsel auf. Kalif Marwan (744–748) erkannte sie als eigenständige Gemeinschaft an. Allerdings kam es zu Verfolgungen durch Syrisch-Orthodoxe und Melkiten. Im 9. Jahrhundert mussten sie in die Berge des Libanon fliehen. Der am vierten Laterankonzil teilnehmende Patriarch Jeremias II. wird 1216 vom Papst als maronitischer Patriarch anerkannt. Im 16. Jahrhundert kam es zu einer brutalen Latinisierung der syrischsprachigen Kirche. Seit 1790 ist Bekerke Sitz des Patriarchen. 1866 kam es zu massiven antimaronitischen Pogromen besonders in Damaskus und in Syrien. Der jeweilige Staatspräsident des Libanon muss verfassungsgemäß ein Maronit sein. Von den weit über drei Millionen Gläubigen lebt die deutliche Mehrheit außerhalb des Libanon.

Die Chaldäer entstanden, als ein Teil der Gläubigen der Kirche des Ostens 1552 ihren Patriarchen Simon VIII. nicht anerkannte und ein eigenes Oberhaupt wählte, das 1552 in Rom ein Rom entsprechendes Glaubensbekenntnis ablegte und dafür 1553 von Rom als Patriarch anerkannt wurde. Die Union wurde aber 1672 wieder aufgelöst. Doch gerade in diesem Jahr bekannte sich der Metropolit von Diyarbakir dieser Kirche zu Rom und wurde 1681 von Rom dann als Patriarch bestätigt. Erst der Übertritt des Metropoliten von Mossul 1778 verfestigte die Union. Seit 1830 galt er als alleiniger Patriarch von Babylon.

Dem Patriarchen Emmanuel II. Thomas (1900–1947) gelang der Anschluss eines gewichtigen Teiles der Mutterkirche an Rom. Seitdem gibt es im irakischen Großraum mehr Chaldäer als Assyrer. Es ist die einzige mit Rom unierte Kirche der orientalisches-orthodoxen Christenheit, die größer ist als ihre Mutterkirche. Die ca. 700.000 Gläubigen lebten bis zur amerikanischen Invasion im Irak schwerpunktmäßig dort. Heute kämpft die Kirche gegen die massive Abwanderung aus der Region.

Syrianer werden die Angehörigen der syrisch-katholischen Kirche genannt. Im 17. Jahrhundert gab es einige, wesentlich durch französische Intervention ermöglichte syrische Patriarchen in Union mit Rom, aber 1772 existierte dann nur noch ein uniertes Bistum. Allerdings wurde der 1774 in die Union mit Rom eingetretene Bischof von Aleppo, Michael Garweh 1781 Patriarch und seither gab es immer auch einen mit Rom unierten Patriarchen, der zunächst bis 1831 in Mardin, dann Aleppo (1831–1850), dann wieder Mardin und Mossul residierte, ehe er schließlich in Beirut seinen gegenwärtigen Sitz fand. Mitte des 20. Jahrhunderts gelang der Anschluss eines großen Teiles der syrisch-orthodoxen Christen im Libanon an die Union. Die Kirche hat heute 150.000 Mitglieder in aller Welt.

Das koptisch-katholische Patriarchat von Alexandria, 1895 errichtet, geht auf die Wirksamkeit katholischer Missionare in Ägypten zurück. Heute gehören knapp 200.000 Gläubige zu dieser Kirche.

Die armenisch-katholische Kirche entstand, nachdem sich der armenische Erzbischof von Aleppo 1740 Rom unterstellt hatte und 1742 von Rom bestätigt wurde. Sein Nachfolger wählte die bis heute genutzte Residenz in Bzommar im Libanon. Andere Traditionen armenischer Unionen fanden sich bei der Reorganisation 1928 unter dieser Leitung im Libanon ein. Von den 370.000 Gläubigen leben zurzeit etwa 220.000 in Armenien.

Die mit Rom unierten Melkiten erhielten 1724 mit Kyrillos VI. einen ersten Patriarchen, der in Damaskus residierte. 1838 wurde die mit Rom unierte Kirche vom Sultan anerkannt. 1.500.000 Gläubige gehören dieser Kirche weltweit an.

Die protestantischen Kirchen

In allen Ländern entstanden protestantische Kirchen zu der Zeit, in der die Europäer politisch bestimmend auf dem Boden des Orients wurden. Die größte protestantische Kirche des Orients ist heute die der Presbyterianer in Ägypten. Besonders amerikanische und englische Missionen brachten entscheidende Impulse in die kirchliche Landschaft des Vorderen Orients, gerade im Bildungsbereich (sowohl die American University of Beirut als auch die American University of Kairo sind ehemalige Missionsgründungen). Presbyterianer (etwa die Evangelical Synod of Syria and Lebanon) gibt es in fast allen Ländern des Vorderen Orients, in den meisten auch Adventisten und Anglikaner.

Deutsche Missionen und Aktivitäten waren von frühester Zeit an mit dabei: Die Herrnhuter wirkten im Iran und lange Zeit in Ägypten (18. Jahrhundert), die Basler in Armenien und im Iran. In Ägypten wirkten Johanniter, Kaiserswerther, Sudan-Pioniermission und Armenier-Hilfswerke. Eine Straße mit Missionsstationen durch ganz Ägypten bis hin nach Äthiopien wurde in Angriff genommen. Im Iran wirkten neben den Herrnhutern und den Baslern auch die Hermannsburger, die deutsche Judenmission und bis zur Islamischen Revolution die Christoffel-Blindenmission. Die hatte vorher in der Osttürkei ihren Schwerpunkt gehabt wie die Deutsche Orientmission, die bis tief in den syrisch-libanesischen Raum wirkte, aber auch im Iran. Der Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient arbeitete im ostanatolisch-syrischen Raum und später im Libanon und in Armenien. Im Libanon waren wieder Johanniter und Kaiserswerther aktiv, wie

im israelisch-palästinensischen Raum, wo 1841 das Preußisch-Anglikanische Bistum in Jerusalem gegründet wurde und später zahlreiche deutsche Institutionen führend mitwirkten: der Jerusalemsverein und das Asyl der Brüdergemeine. Die Schneller-Schulen sind als Syrisches Waisenhaus in Jerusalem aus der Hilfsarbeit an verfolgten syrischen Christen im 19. Jahrhundert entstanden. Die Schule im Libanon steht heute unter der Leitung der National Church of Beirut, die in Jordanien unter der der Episcopal Church.

Aus dem Erbe der deutschen protestantischen Werke in Palästina entstand 1959 die Evangelical Lutheran Church in Jordan and the Holy Land. Sie umfasst die arabischen Gemeinden, die aus der Arbeit erwachsen. Der die meisten protestantischen Kirchen umfassende Verbund Fellowship of Middle East Evangelical Churches FMEEC, in den 1960er Jahren gegründet, stellte die Keimzelle für den Mittelöstlichen Kirchenrat dar. Die Vielfalt der protestantischen Kirchen im Vorderen Orient kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Protestanten unverhältnismäßig stärker von Abwanderung aus der Region betroffen sind als andere Kirchen. Ihre Präsenz ist aber nicht nur im Konzert der Kirchen notwendig, sondern auch als Bindeglied zwischen europäischem und orientalischem Erbe in der orientalischen Christenheit.

Prof. Dr. Martin Tamcke ist Professor für Ökumenische Theologie und Orientalische Kirchen- und Missionsgeschichte an der Georg-August-Universität Göttingen

Reformiert sein in Ägypten

Die koptische evangelische Kirche

**„Es gibt ein Ägypten vor und ein anderes nach dem 25. Januar 2011.“
Dieses Zitat eines jungen koptisch evangelischen Pastors in Ägypten
beschreibt nicht nur die Realität eines Landes, sondern auch die der
koptischen evangelischen Kirche.**

Frühjahr 2011: Was vorher undenkbar gewesen wäre, wird Wirklichkeit: Die Feier eines koptisch-evangelischen Gottesdienstes auf dem Tahrir-Platz. Muslime stellen sich schützend um die Menge. Und nicht nur das: Im Internet gibt es ebenso viele Bilder von Christen, die eine Menschenkette um betende Muslime bilden. Gemeinsame Lieder von einer besseren Zukunft klingen durch die Luft. Das Gefühl von Einheit füllt die Herzen, man steht gemeinsam Hand in Hand im Kampf gegen Ungerechtigkeit, Armut, Korruption und Erniedrigung. Hand in Hand für Freiheit, Integrität, Demokratie und soziale Gerechtigkeit. Es sind Ereignisse wie diese, die den neuen Geist in Ägypten beschreiben. Ereignisse, von denen berichtet wird und deren Bilder um die Welt gehen. Zum Beispiel beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden, im Gepäck von jungen Ägyptern, die mit der Deutschen Evangelischen Oberschule Kairo nach Dresden gereist sind. Es war berührend, als Jugendliche, die in den Klassen 11 und 12 der Deutschen Evangelischen Oberschule in Kairo gemeinsam von einem christlichen und muslimischen Lehrer unterrichtet werden, in Dresden von ihren Erfahrungen und Träumen für ihr Land berichteten – ein kleines Stück gelebte Zukunft Ägyptens?!

„Es gibt ein Ägypten vor und ein anderes nach dem 25. Januar 2011.“ Nicht nur ein Land ist verändert, sondern auch seine Menschen, Muslime wie Christen. So fährt der junge evangelische Pastor fort: „Wir haben uns vor der Revolution immer nur mit uns selbst beschäftigt und gar kein Auge für das Land insgesamt gehabt, für die gewaltigen sozialen und wirtschaftlichen Probleme aller Ägypter. Nach dem 25. Januar schauen wir mit anderen Augen auf unser Land. Der Unterschied Muslim und Christ trat am Tahrir-Platz zurück. Alle erkannten: Wir alle sind Opfer einer brutalen Diktatur.“ Die Erzählungen und Bilder des 25. Januars und der Zeit danach, sie schenken vor allem eins: Hoffnung. Eine Hoffnung, die grade auch den jungen Ägyptern gilt, die sich auf Facebook verbündet und ihr Leben für ein neues Ägypten aufs Spiel gesetzt haben.



Koptische Christen und Muslime demonstrieren gemeinsam am 6. Februar 2011 auf dem Tahrir-Platz in Kairo gegen Präsident Mubarak.

Vielfältiges koptisches Christentum

Wir in Deutschland assoziieren meist unter dem Begriff „Kopte“ einen koptisch-orthodoxen Christen. Das ist aber nur bedingt richtig. Ursprünglich bezeichnete der Ausdruck diejenigen Einwohner Ägyptens, die als ihr Idiom die ägyptische Sprache verwendeten. In römischer, byzantinischer und frühislamischer Zeit wurde das Wort ohne Rücksicht auf die Religionszugehörigkeit gebraucht. Die koptische Sprache entstand aus dem Ägyptischen im 3. Jahrhundert nach Christus. Seit der zunehmenden Arabisierung und Islamisierung Ägyptens wird der Begriff allein für die Christen der koptischen Kirchen verwendet. Die Mehrheit der Christen in Ägypten ist zwar koptisch orthodox, sämtliche andere christliche Konfessionen sind jedoch ebenso präsent, wie etwa koptisch-katholische Christen, koptische Baptisten und eben auch eine koptisch-evangelische Kirche, die „El-Kanisah El-Injilijah“. Eine ideologische Aufladung bekommt die Bezeichnung „Kopten“, wenn ägyptische Christen für sich beanspruchen, die direkten Nachfahren der altägyptischen Bevölkerung der Pharaonenzeit zu sein.



STR/AFP/Getty Images

Drei Monate später, am 7. Mai 2011, setzten in Kairo muslimische Fanatiker Kirchen in Brand. Vielen radikalen Muslimen gefällt die Allianz ihrer Glaubensbrüder mit den Christen nicht.

Die koptisch evangelische Kirche

Wer sich in Ägypten als Kopte bezeichnet, ist somit per Definitionem Christ. Wenn man nun jedoch weiter nach der koptisch evangelischen Kirche fragt, kommt man an den Missionaren des Westens nicht vorbei. Nur: Was wollten Missionare in einem Land, in dem es bereits eine alte traditionsreiche Kirche, ja die koptisch orthodoxe Kirche gibt?

Den protestantischen Missionaren, die ab der Mitte des 17. Jahrhunderts nach Ägypten kamen, ging es in erster Linie um die Erneuerung der Kirche. Nach Missionsbemühungen aus Deutschland (1633 Thomas Heyling aus Lübeck, Mitte des 18. Jahrhunderts die Herrnhuter Brüdergemeine) etablierten sich im 19.

Jahrhundert die Presbyterianer. Sie bauten Schulen und Krankenhäuser und gründeten eine presbyterial-synodal organisierte Kirche unter amerikanischer Leitung, die Nilsynode. In 1958 wurde die Kirche selbständig. Sie gehört der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen an. Starke Verbindungen mit Amerika existieren aber nach wie vor, insbesondere am theologischen Seminar (Evangelical Theological Seminary Cairo ETSC) wie auch finanziell. Viele Kirchenführer und Dozenten haben in den Staaten studiert.

Was heißt evangelisch sein in Ägypten?

Diese Frage lässt sich zureichend natürlich nicht allein anhand der Geschichte der evangelischen Kirche oder ihrer kirchenpolitischen Ausrichtung beantworten. Die vorherrschende Ausrichtung ist traditionell konservativ. Die Frömmigkeit der koptisch-evangelischen Christen ist stark verinnerlicht und auf persönliche Bekehrung ausgerichtet. Amerikanische Anbetungslieder in arabischer Betextung bestimmen den Gottesdienst. Die am evangelischen Seminar gelehrt Theologie baut vor allem auf ein intensives Bibelstudium und presbyterianischen Theologen auf. Die Ethik der Pastoralbriefe gibt unmittelbar moralische Prinzipien für Familie und Gemeinde vor. Da das ägyptische Volk insgesamt ein eher konservatives Volk ist, stoßen konservative Haltungen auch kulturell auf Zustimmung. So werden der Tanz und das „Schischa“ rauchen zwar vor allem in christlichen Kreisen als unmoralisch verpönt, sind aber auch in strengen muslimischen Kreisen nicht gern gesehen. Was für die Christen gilt, gilt auch für die Ägypter insgesamt: Die Religion ist Identität der Ägypter, nicht nur weil sie im Personalausweis steht. Religionslosigkeit kennt und versteht der Ägypter nicht. Man lebt mit Gott, legt sein Schicksal in seine Hände, vertraut, erträgt, arbeitet im Namen des einen Gottes. „In scha'a 'llah“, „Wenn Gott will“ wird an jeden Satz gehängt, der auf die Zukunft hin formuliert ist.

Die Freizeit der ägyptischen Christen wird meist durch die Gemeinde bestimmt. Das Angebot an Gottesdienst und Gruppen für alle Altersgruppen, Jugendcamps und Familien-Freizeiten ist geradezu unglaublich. Die sozialen Kontakte, so schien es besonders vor der Revolution, finden meist in den Gemeinden statt. Im Fernsehprogramm ist man mit acht christlichen Programmen gut bedient. Man lebt als Christ und in erster Linie mit Christen, auch wenn man im sonstigen Alltag und in der Nachbarschaft durchaus auch Muslimen begegnet: man kennt sich und spricht miteinander. Unter Christen wird gemeinsam gebetet und die Bibel gelesen, in der Gemeinde und im Haus. Als Gast und Fremder ist man immer willkommen, denn Gastlichkeit ist ägyptisch und biblisch.



Stefan Rambow

Die Silhouette der Alabaster-Moschee in Kairo

Der Ruf nach einer eigenen Identität

Nicht erst seit der Revolution, aber doch durch sie begünstigt, wird daneben unter jungen gebildeten Theologen und evangelischen Akademikern der Ruf nach einer eigenen Identität als ägyptisch-evangelisch laut, was an die eingangs gestellte Frage geknüpft ist: Was ist ägyptisch, was heißt evangelisch sein in unserem Kontext? Hierbei geht es zum einen um eine eigene Theologie und die Reflexion der eigenen Spiritualität sowie der eigenen orientalisch-ägyptischen Traditionen als Antwort auf eine schlichte Übernahme der konservativen Theologie des Westens. Zum anderen gibt es eine Sehnsucht nach einem nationalen Bewusstsein, und damit verbunden den Ruf nach einer Identität als Ägypter, losgelöst von der Religion. Ziel ist die Öffnung hin zur Gesellschaft, auch religionsübergreifend.

Diese Rufe zeigen sich zum Beispiel im 2010 eröffneten „Department for Middle Eastern Theology“, im evangelischen Seminar in Kairo, aber vor allem in den neu entstehenden Bewegungen nach der Revolution, die nicht nur von Theologen evangelischer Kreise angeleitet werden. Eine wichtige Rolle übernimmt hierbei das diakonische Werk „CEOSS“ (Coptic Evangelical Organisation for Social Services). CEOSS, kräftigt vom Evangelischen Entwicklungsdienst unterstützt,

setzt sich für einen Dialog zwischen Christen und Muslimen in Ägypten ein, organisiert Seminare und Veranstaltungen und ist im Bereich Entwicklung und Aufklärung involviert. Dies schließt ein, auch in den eigenen Reihen für Demokratie die Bereitschaft zu werben, sich in ihrem und für das eigene Land zu engagieren – eine Perspektive, die es so seit mindestens dreißig Jahren nicht gab. Es ist also viel in Bewegung in der koptisch evangelischen Kirche seit der Revolution. Auch in diesem Sinne versteht sie sich als reformiert, denn sie ist bereit, zu erneuern und zu verändern – sich selbst und auch das Land.

Wie geht es weiter?

So erfreulich die neue Entwicklung in Ägypten ist, gibt es nach einigen Monaten auch Nachrichten, die Grund zur Sorge geben: Es kommt zu fürchterlichen Ausschreitungen. Eine Kirche in Gizeh ging Anfang Mai 2011 in Flammen auf, Menschen starben, wurden verletzt. Aus den unterschiedlichsten Quellen treffen Berichte von Problemen, Verfolgung und Ungerechtigkeit ein.

Wie geht man mit solchen Entwicklungen um? Wagt man einen Blick in die Zukunft oder will man die Verletzungen der Vergangenheit in den Blick rücken? Im Wesentlichen gibt es hier zwei Standpunkte: „Wir dürfen uns davon nicht abschrecken lassen und müssen weiter arbeiten für ein neues Ägypten, in dem es das nicht mehr geben wird. Das alles sind die Nachwehen des alten Regimes, lasst uns nicht wieder in das alte zurückfallen. Lasst den Geist vom Tahrir-Platz überleben und gewinnen!“ So denken die einen, besonders die junge Generation vom Platz und CEOSS. Andere nutzen die halb gewonnene Freiheit, endlich ihr Leid zu klagen, endlich der Welt zu berichten, worunter schon seit Jahren gelitten wurde: den Verletzungen von Menschenrechten. Und so spalten diese unterschiedliche Herangehensweise die Christen und die Konfessionen in Ägypten.

Von außen bleibt nur, für sie zu beten und zu hoffen, dass sie gerade jetzt zusammen finden, sich gegenseitig zuhören können mit ihren Wunden und ihren Hoffnungen. Damit eben in diesem momentanen Machtvakuum nicht Fanatiker und Fundamentalisten den Traum der neuen Generation für sich beanspruchen. Das ist Ägyptens Aufgabe wie auch seine Chance.

Eva Gabra hat in Ägypten am „Evangelical Seminary in Cairo“ Theologie studiert. Sie ist Pfarrerin der Evangelischen Kirche im Rheinland und mit einem Pfarrer der Ägyptischen Nil-Synode verheiratet.

Hoffnungsbauten im Nordosten Syriens

Wie Steine für den Glauben wichtig sein können

Die syrisch-orthodoxe Kirche entfaltet eine rege Bautätigkeit. Mit Unterstützung aus dem Ausland werden in erster Linie Schulen errichtet, denn die Kirche will den jungen Leuten durch Bildung eine Zukunft in ihrem Land ermöglichen.

Fünfmal war das Oberhaupt der Syrisch-Orthodoxen Kirche innerhalb von zehn Jahren zu einem offiziellen Besuch in Hassake. Das ist sehr beachtlich, wenn man bedenkt, dass der 77jährige Patriarch Mor Ignatius Zakka I. Ivas von Damaskus aus zuständig ist für sechs Millionen Gläubige, die in Kerala/Südindien und im Mittleren Osten über Europa bis in die USA verstreut leben. Und bei jedem Besuch in der Diözese Djazira wa'l Furat (Mesopotamien und Euphrat) gab es Hoffnungsvolles einzuweihen: So zum Beispiel am 15. August 2000, am Tag von Mariens Himmelfahrt das Marienkloster in Tell Wardiat („Rosenhügel“) bei Hassake, am 5. April 2009 der Oberstufenneubau der al-Amal-Schule („Hoffnungsschule“) in Hassake und am 29. Oktober 2010 gleich zwei Einweihungen: das Kultur- und Sozialzentrum am Bischofshaus sowie in Malkiye, dem letzten Ort im Nordosten an der Grenze zur Türkei und dem Irak den Neubau einer repräsentativen Kirche. Dazu weihte er in an-Nasara, einem sehr armen Stadtviertel von Hassake, den Grundstein für eine weitere kirchliche al-Amal-Schule. Hoffnung also für alle, auch für die Armen. Es ist in der Tat nicht wenig, was Erzbischof Mor Eustathius Matta Roham (55) in den letzten zehn Jahren bauen ließ, dazu kommen viele andere kleinere Bauten, etwa ein Erholungszentrum oder ein Altenheim oder jüngst die Ummauerung des christlichen Friedhofs in Hassake.

Als Mor Eustathius am 1. Juli 1990 zum Bischof geweiht wurde und die Diözese in Hassake übernahm, war er gerade 34 Jahre alt. Seine Geburtsstadt ist die syrische Grenzstadt Qamishly im Norden, die heute noch mit 5.000 Familien (etwa 30.000 Personen) die größte syrisch-orthodoxe Gemeinde in der Diözese ist und durch die Flüchtlingsströme aus dem Tur Abdin, dem „Athos der Syrer“ nach 1915 entstanden ist. Auch Hassake, das landwirtschaftliche Zentrum mit 150.000 Einwohnern und etwa 3.500 syrisch-orthodoxen Familien, entstand

durch ehemalige Flüchtlinge, die in Syrien, das seit 1920 französisches Mandatsgebiet war, Zuflucht gefunden hatten. Die Diözese wurde aber erst 1933 gegründet. In Syrien ist sie die größte Diözese, neben den drei anderen Damaskus, Aleppo und Homs/Hama. Von den 150.000 syrisch-orthodoxen Christen in Syrien leben zwischen 80.000 und 100.000 in der Diözese Hassake, die auch flächenmäßig die größte ist. Sie reicht von Malkiye im Osten nach Ras al-Ayn im Westen bis in den Süden nach Dair az-Zur am Euphrat.

Die Bildung seiner jungen Gemeindeglieder liegt dem Bischof am Herzen. Er selbst war von 1983 bis 1990 Priester in den USA und hat von daher beste Beziehungen dorthin, die sich auch in reichlicher finanzieller Unterstützung seiner Schulprojekte auswirken. So gehört auch der amerikanische Barnabas-Fund zu den Finanziers der al-Amal-Schulen in Hassake, die 1.400 Schüler und Schülerinnen haben. Auch die Württembergische Landeskirche in Stuttgart und der Kirchenbezirk Blaubeuren stehen hinter den Schulen und dem Marienkloster. Der Kirchenbezirk hat die bislang erste und einzige Partnerschaft mit einer orientalisch-orthodoxen Diözese in der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Nur wer eine gute Schulbildung hat, findet in Syrien eine Zukunft, so sagt es der Bischof. Und er weiß seit seiner Jugend, warum das so ist. Aus seiner Diözese Hassake kommen die meisten Asylbewerber, die in Europa Zuflucht suchen, die türkische Grenze mit dem Grenzfluss Tigris ist bei Malkiye auf Sichtweite. An Industrie ist in der Diözese gerade noch die Erdölindustrie von nennenswerter Bedeutung. Der Fluss Khabur, an dem Baumwolle gepflanzt wird, führt immer weniger Wasser, ebenso der Tigris. An Regen mangelt es immer häufiger und die Türkei zapft für ihre gigantischen Stauseeprojekte die Grundwasservorräte zur Grenze hin an. Um die landwirtschaftlichen Flächen wird häufig ein erbitterter Kampf zwischen nomadisierenden Kurden und ansässigen Bauern geführt.

Erzbischof Mor Eustathius will seine Gläubigen in Syrien halten, deswegen sieht er in Sprachen und den neuen Medien mit Internet eine Chance. Seine al-Amal Schulen sind alle mit Computern ausgestattet, an denen die Kinder und Jugendlichen ausgebildet werden. Die Schulklassen sind keine Mammutklassen wie an den staatlichen Schulen und es gibt auch keinen Schichtunterricht, wie er in Syrien angesichts der großen Kinderzahl üblich ist. Sprachen sind für den Bischof das A und O, um zukunftsfähig zu sein, die Lehrer der Englischklassen an den al-Amal-Schulen sprechen ein vorzügliches Englisch. Das ist auch notwendig, denn jährlich finden in der Sommerzeit im Marienkloster bei Hassake mehrwöchige Sprachkurse für verschiedene Altersgruppen in Englisch und Franzö-

sisch statt und zwar mit Muttersprachlern, die aus England, Belgien oder den USA kommen. Auch eine Studentin aus dem Blaubeurener Kirchenbezirk unterrichtete dort schon. Im neuen Kulturzentrum neben dem Bischofshaus plant der Bischof den Unterricht von Deutsch, Spanisch, Italienisch und Chinesisch. Im Januar/Februar 2011 fanden dort gerade Nachmittagskurse mit zwei Studenten aus England und den USA statt. Auch in den kirchlichen Kindergärten lernen die kleinen Kinder schon die Anfänge der englischen und französischen Sprache.

Der Staat sieht die privaten Schulen der Kirche mit Wohlwollen. Die Schulleitung besteht aus dem vom Staat bestellten Rektor oder der Rektorin, der Konrektor oder die Konrektorin stellt die Kirche. Die kirchlichen Schulen nehmen nicht nur Christen aller Richtungen auf, sondern auch Muslime, darunter zahlreiche kurdische Kinder, was für das Zusammenleben in der stark von Kurden geprägten Region von großer Bedeutung ist. So lernen die muslimischen Kinder von klein auf das Christentum kennen und die wichtigsten Gebete natürlich auf Aramäisch, der Kirchensprache.

Dr. theol. Wolfgang Schwaigert war Initiator der Partnerschaft des Kirchenbezirks Blaubeuren und der syrisch-orthodoxen Erzdiözese Mesopotamien und Euphrat und lebt als Pfarrer i. R. in Blaubeuren. Sein Beitrag gibt den Stand von Mitte 2011 wieder.



Messe in der Kathedrale der assyrischen Kirche in Dohuk, Nordirak.

Die Lage der Christen im Irak

Den meisten Christen in Deutschland wurde erst durch den Terror nach dem Irakkrieg bewusst, dass im Zweistromland Geschwister im Glauben leben. Ihre seit Jahrhunderten bestehenden Kirchen stehen seit 2003 unter immenssem Druck.

Christen gab es im Gebiet des heutigen Irak vermutlich schon zu Beginn des 2. Jahrhunderts. Sicher nachzuweisen sind sie ein Jahrhundert später. Zwischen Euphrat und Tigris, außerhalb des Römischen Reiches, bildete sich in der Zeit der frühen Kirche eine ganz eigene christliche, die ostsyrische Tradition, die sich rasch weiter nach Osten ausbreitete. Das Zentrum der Kirche war mit dem Sitz des Katholikos Bagdad. Die „Apostolische Kirche des Ostens“ und ihr seit dem Mittelalter mit Rom unierter Ableger, die „Chaldäische Kirche“, sind bis heute eine ganz eigene Konfessionsfamilie. Über viele Jahrhunderte waren die „assyrischen Christen“ – wie sie sich oft bezeichnen – eine äußerst aktive Missi-

onskirche, die in Indien, China und im Fernen Osten viele Gemeinden aufbaute. Damit war sie einmal die flächenmäßig größte Kirche der Welt, ohne aber jemals einen Schwerpunkt im Westen gehabt zu haben. Auch gelang es der Kirche nie, in einer der Regionen zu einer Mehrheit in der Gesellschaft zu werden. Sie blieb immer Minderheitskirche. Die Mongolenstürme und der Islam setzten ihr dann schwer zu, es verblieben vor allem die Diözesen im Irak und in Indien. Die Ostsyrer machen bis heute die große Mehrheit der irakischen Christen aus. Daneben gibt es in kleiner Zahl syrisch-orthodoxe (westsyrische), armenische, lateinische und protestantische Christen.

Im Westen wissen wir nur wenig über diese christliche Tradition. In unseren theologischen Debatten spielten die Ostsyrer nie eine Rolle, ihre Geschichte ist kaum irgendwo Bestandteil der theologischen Ausbildung. Die westliche Unkenntnis über das Christentum im Irak ist dabei Teil der tragischen Situation, in der die irakischen Christen heute leben. Denn erst durch den massiven Terror nach dem Irakkrieg 2003, der sich auch gegen Christen richtete, ist die schiere Existenz eines Christentums im Irak den meisten Menschen im Westen über-



Thomas Prieto Peral

Viele Christen aus Bagdad sind in den vergleichsweise sicheren Nordirak geflohen – so wie dieser Ingenieur, der nun mit ein paar Schafen seine Existenz neu aufbaut.

haupt bekannt geworden. Der muslimischen Mehrheitsbevölkerung im Irak gelten die Christen dagegen heute oft als „Einfallstor“ westlicher Kultur, das Christentum überhaupt als verlängerter Arm des Westens. Sich selbst bezeichnen die Christen im Irak daher nie als Minderheit, was im Arabischen wie „Fremde“ klingt. Sie verweisen stets und zu Recht auf ihre lange Geschichte im Land.

Zweifelhafter Schutz unter der Diktatur und die Folgen

Die Lage für die Christen im Irak ist also nicht nur wegen der prekären Sicherheitslage im Süd- und Zentralirak sehr kompliziert. Und die Lage ist ernst, denn durch die massive Abwanderung der letzten Jahre hat sich die Zahl der Christen im Irak mehr als halbiert. Manche Schätzungen gehen von gerade noch 500.000 Christen dort aus, pessimistische Zahlen von noch viel weniger. Vor Beginn des Irakkrieges haben etwa 1,6 Millionen Christen im Irak gelebt, das waren etwa vier Prozent der Bevölkerung. Die Christen haben die Bildungsschicht des Landes gestellt und konnten sich als Religion – auch in Zeiten der ansonsten menschenverachtenden Diktatur Saddam Husseins – durchaus öffentlich zeigen. So ist die Silhouette Bagdads auch von großen Kirchen geprägt.

Ihre schwierige Lage wird aber spätestens seit der missglückten Geiselnbefreiung vom 31. Oktober 2010 in einer Kirche in Bagdad, bei der über 50 Menschen ums Leben kamen, auch in Deutschland intensiv diskutiert. Im Dezember 2010 gab eine Plenardebatte im Bundestag, in der die Parteien sich weitgehend einig waren, dass den Christen konkret geholfen werden muss. Es gab verschiedene Vorschläge, unter anderem die Förderung christlicher Bildungsarbeit im Irak oder die Bindung deutscher Entwicklungshilfe an die Verbesserung der Lage der Christen. Auch in den deutschen Kirchen wird intensiv überlegt, wie konkrete Hilfe möglich ist. Allerdings muss dabei vermieden werden, dass das große Missverständnis im Nahen Osten weiter Nahrung bekommt, die Behauptung eben, das Christentum sei eine „westliche Religion“ und die Kirchen damit der verlängerte Arm der USA und Europas.

Kontakte zu Landeskirchen in Deutschland

Die Evang.-Luth. Kirche in Bayern und die Evangelische Landeskirche in Württemberg pflegen seit vielen Jahren intensive Kontakte zu Kirchen und christlichen Initiativen im Nahen Osten, im Respekt vor den traditionellen Kirchen der Region. Diese Hilfe begann Anfang der neunziger Jahre durch die Hilfe für syrisch-orthodoxe (also westsyrische) Asylbewerber und -bewerberinnen aus

der Türkei. Die Heimat dieser Christen, der Turabdin in der Südosttürkei, war damals eine Fluchtregion. Das älteste Siedlungsgebiet der christlichen Syrer war durch die Kämpfe zwischen türkischem Militär und den Kurden für Christen nahezu unbewohnbar geworden. Dörfer und Kirchen wurden größtenteils zerstört. Ab 1995 wurden von den beiden Landeskirchen Projekte unterstützt, um die Heimat der syrisch-orthodoxen Christen wieder aufzubauen und eine Rückkehr zu ermöglichen.

Über diese Arbeit kam es dann zu Kontakten in den Irak. Ab 1997 gab es durch diverse Reisen intensive Kontakte zu den Christen im Nordirak – damals noch die alliierte Schutzzone. In beide Regionen, den Turabdin und den Irak, gibt es seither verlässliche Beziehungen. Dadurch gibt es direkte Informationen über die Lebensbedingungen der dortigen christlichen Kirchen und beide Landeskirchen versuchen nach wie vor, vor allem im Irak, christliches Leben zu unterstützen. Dies geschieht vor allem durch Förderung christlicher Bildungsarbeit, durch Zusammenarbeit mit Frauenorganisationen, Jugendverbänden und Kirchengemeinden und durch Hilfe beim Aufbau wirtschaftlicher Existenzen nach der häufigen Flucht aus Bagdad in den relativ sicheren Nordirak. Als unterstützenden Kirchen ist es uns wichtig – und wir sagen das jedem im Land – dass wir Hilfe leisten im Respekt vor den historischen Kirchen. Wir stimmen alle Projekt mit ihnen ab und wollen ihnen helfen, im Irak zu überleben. Eigene evangelistische Projekte haben wir nicht.

Gewalt nicht nur gegen Christen

Der Terror im Irak hat mittlerweile ein Ausmaß erreicht, dass ein einigermaßen normales Leben für alle Menschen praktisch unmöglich macht. Vor allem im sunnitischen Dreieck, dem Zentralirak um die Hauptstadt Bagdad, können die Menschen kaum noch auf die Straßen gehen. Geschäfte und Schulen bleiben größtenteils geschlossen, Krankenhäuser haben nur noch Notdienste. Die Versorgung mit Wasser und Energie ist äußerst instabil. Eltern lassen ihre Kinder nicht mehr auf die Straße, sie müssen monatelang in den Wohnungen bleiben. Ein Pfarrer aus Bagdad berichtete bei einem Besuch im Juni 2010, dass die Menschen seiner Gemeinde jeden Anschlag in der Stadt so erleben, als sei er auf sie persönlich gerichtet. Die Angst ist unbeschreiblich, ein kollektives Trauma hat die Gemeinden erfasst.

Der Terror im Irak ist nicht allein Terror gegen Christen, daran muss auch erinnert werden. Im März 2004 begann mit einem Bombenanschlag während des

höchsten schiitischen Festes, des Aschura, der gezielte religiöse Terror. Schiitische Heiligtümer sind seither Ziel sunnitischer Anschläge, und schiitische Milizen schlagen zurück. Im November 2010 gab es an einem einzigen Tag über hundert muslimische Tote bei 14 Anschlägen in Bagdad.

Die Situation der Christen ist aber noch schwieriger: Anders als für die sunnitischen Kurden und die sunnitischen und schiitischen Araber gibt es bisher keine Region oder Provinz, die als selbst verwaltetes Siedlungsgebiet der Christen vorgesehen wäre. Die Assyrer – so bezeichnen sich viele der Christen in der Region, um damit an die uralten Traditionen des Zweistromlandes anzuknüpfen und gleichzeitig auf ihr Heimatrecht hinzuweisen – die Assyrer selbst fordern genau dies, eine begrenzte Selbstverwaltung in der Region Niniveh im Norden des Irak, in der Nähe von Mosul, wo viele christliche Familien ihre Wurzeln haben. Aber die politischen Planungen sehen hier für die Christen bisher keine eigenen Gebiete vor. Insbesondere aus den USA wird aber in dieser Richtung Druck gemacht. Dabei ist es nicht immer hilfreich, dass die einflussreiche christlich-irakische Diaspora zunehmend einem völlig unhistorischen assyrischen Nationalismus anhängt, der insbesondere Konflikte unter den christlichen Irakern selbst schürt. Dies ist tragisch, denn faktisch wird heute durch Terroristen und andere

Thomas Prieto Peral



Der Eingang zum Kloster St. Hormizo, das zu chaldäischen Kirche gehört. Im Hintergrund die mehrheitlich christlich besiedelte Niniveh-Ebene.

Kräfte versucht, im Irak mit größter Brutalität eine religiöse und ethnische Säuberung durchzuführen, um dann klare Grenzen – wie auch immer – ziehen zu können. Die Christen sind in dieser Situation zwangsläufig die größten Verlierer.

Flüchten oder dem Terror standhalten?

Es gibt eine kontroverse menschenrechtliche Diskussion über die Zukunft der assyrischen Christen im Irak: Die Assyrer hätten im Irak keine Zukunft mehr, es müsse eine Lösung für sie außerhalb des Irak gefunden werden. Diese Position findet sich auch bei vielen Exilassyrern. Die andere Position geht davon aus, dass der Irak in drei Teile zerfallen wird, wobei es im sunnitischen Zentralirak und im schiitischen Süden keinen Platz für Christen mehr geben wird. Der kurdische Norden aber könnte das Modell einer pluraleren Gesellschaft werden. Strittig ist dabei die Frage, ob die Kurden ihre momentane relativ tolerante Politik gegenüber den Christen nur auf Druck des Westens betreiben oder aus der Erkenntnis heraus, dass sie die christlichen Bildungseliten brauchen. In der Geschichte gab es von Seiten der Kurden auch schon große Feindseligkeiten gegen die Christen im Land, das begründet das Misstrauen vieler Christen gegen die Kurden bis heute.

Damit ein friedliches Zusammenleben vor allem im Nordirak eine Zukunft hat, ist es aber auch wichtig, dass sich die christlichen Meinungsführer im Irak und in der Diaspora nicht einem stumpfen Nationalismus hingeben. Im Ringen um ethnischen Einfluss über entsprechende Parteien werden die Christen keine Chance auf politische Mitbestimmung haben. Ebenso wenig hilfreich ist es, wenn die Christen (oder westliche Unterstützer) eine Art privilegierte Religionsfreiheit für Christen fordern. Religionsfreiheit kann nur für alle gelten, und genau dafür sollten Christen eintreten. Die Christen im Irak müssen zum Sauerteig eines modernen Verständnisses von Menschenrechten und Religionsfreiheit werden und damit die Gesellschaft prägen. Das würde auch ihnen am meisten dienen. Das alte fatale Kräftemessen der Ethnien und Religionen wird den Christen kaum eine Chance eröffnen, Teil eines zukünftigen Irak zu sein. Die Freiheitsbewegungen des Mittleren Ostens könnten hier auch für das politische Engagement der Christen neue Perspektiven eröffnen, wenn sie sich gesamtgesellschaftliche Freiheiten zum Thema machen.

Für eine Rückkehr der bereits ins Ausland Geflohenen ist es im Moment, auch in den Nordirak, sicher noch zu früh. Es gibt im Norden bereits zu viele Flüchtlinge. Die Region ist an ihrer Kapazitätsgrenze. Die Lebenshaltungskosten sind



Vor der Georgskirche in Telskuf (Niniveh-Ebene) verhindert eine Barriere, dass sich Autos der Kirche nähern – ein Versuch, sich vor Selbstmordattentätern zu schützen.

wegen des Flüchtlingsdrucks völlig übersteuert und es kommt immer wieder zu Schikanen, wie etwa Bürgerschaftsforderungen gegenüber christlichen Inlandsflüchtlingsen. Ohne Frage ist aber die Sicherheitslage in den kurdischen Gebieten momentan noch besser als im restlichen Irak. Nach diversen Besuchsreisen glauben wir aber, dass jede überstürzte zwangsweise Rückführung irakischer Christen die Situation dort momentan extrem destabilisieren würde. Für die Christen sollte es nur den Weg einer geförderten freiwilligen Rückkehr geben oder großzügige Bleiberechtsregelungen. Das Wiederansiedlungsprogramm ab 2009 war dazu ein erster richtiger Schritt.

Was man für die Glaubensgeschwister im Irak tun kann

Wir können den Gläubigen im Irak unsere Solidarität erweisen, indem wir ihre Lage wahrnehmen, sie öffentlich zur Sprache bringen und gegenüber der Bundesregierung und der EU darauf drängen, den Irak zu stabilisieren. Eine verbes-

serte Menschenrechts- und Sicherheitslage insgesamt wird auch den Christen zugutekommen.

Wir können weiterhin mit einzelnen Projekten vor Ort christliches Leben stärken, bei Achtung und Einbeziehung der örtlichen Kirchen. Es sei vor allem auf das große Bildungsprojekt hingewiesen, das die bayrische, württembergische und hessen-nassauische Kirche gemeinsam durchführen. Die irakischen Kirchen haben bei Gesprächen immer wieder betont, dass Hilfe vor allem auf dem Gebiet der Bildungsarbeit erforderlich ist, da das Ansehen der Christen früher unter anderem durch die Bildungsarbeit christlicher Schulen begründet war. Viele irakische Kirchengemeinden und kirchliche Institutionen haben daraufhin ihre konkreten Bildungsprojekte formuliert, die jetzt zu einem Projektkatalog zusammengefasst wurden. Er besteht aus: Förderprogrammen für christliche Schulen und Kindergärten (die auch von Muslimen besucht werden), Katechesekursen in vielen irakischen Kirchengemeinden, Förderung der Ausbildung von Priestern und Diakonen und der Konservierung wertvoller Handschriften an den Bischofssitzen in Bagdad. Von großer Bedeutung für die Christen ist überdies die Neuauflage der „Khodra“, des zentralen liturgischen Buches der Ostsyrischen Kirchen, das zuletzt 1962 in Indien erschienen war. Es wird hohe Symbolkraft haben, wenn diese – wie geplant – in Bagdad als Druck- und Onlineedition erscheinen kann.

Wir können und sollten für die irakischen Christen beten. Immer wieder sagen sie uns, dass die Solidarität im Glauben so wichtig ist, um durchhalten zu können. Und wir sollten wohl auch für die Menschen anderen Glaubens im Irak beten, die in großer Zahl Opfer von Gewalt sind oder die Täter sind und nicht sehen, wie sehr sie ihrem eigenen Land schaden.

Thomas Prieto Peral ist Referent für Ökumene und Weltverantwortung im Ökumenereferat der Evang.-Luth. Kirche in Bayern.

Zum Weiterlesen:

Wilhelm Baum/Dietmar Winkler: Die Apostolische Kirche des Ostens, Kitab-Verlag, Klagenfurt 2000

Christoph Baumer: Frühes Christentum zwischen Euphrat und Jangtse, Stuttgart 2005 (nur noch antiquarisch über Amazon und in Bibliotheken)

»Die Christen sind eine Garantie für Pluralismus«

Habib Badr über die aktuelle Situation der Christen im Mittleren Osten

In den letzten 2000 Jahren haben die Christen im Mittleren Osten immer wieder gute und schlechte Zeiten erlebt. Die derzeitige Situation sieht Dr. Habib Badr, Leitender Pfarrer der Nationalen Evangelischen Kirche in Beirut, als sehr bedenklich an. Ein Regionalverband für alle mittelöstlichen Christen könnte die Kräfte bündeln und die Interessen der Christen besser vertreten, findet er.

Katja Dorothea Buck



Die Situation der Christen im Mittleren Osten ist derzeit sehr schwierig. Muss man mit einem Ende der christlichen Präsenz in der Region rechnen?

Darüber möchte ich nicht spekulieren. Die derzeitige Situation ist in der Tat sehr schlecht. Es gibt Christen, die es extrem schwer haben. Sie sind von Vertreibung, Verfolgung und Tod bedroht. Andere leiden unter sozialen, politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Schwierigkeiten. Wenn man nur die Zahlen betrachtet, kann man wohl schon sagen, dass das christliche Leben im Mittleren Osten zu Ende geht. Das ist vielleicht eine ganz menschliche Sichtweise. Die christliche Perspektive ist aber eine andere. Das Christentum hat mit nur zwölf Jüngern begonnen.

Unter welchen Bedrohungen leiden Christen im Mittleren Osten heutzutage?

Das ist je nach Land unterschiedlich. Im Irak sind die Christen zum Beispiel nicht als Mitbürger akzeptiert. Sie wurden dazu gezwungen, ihre Häuser zu verlassen, sei es durch Drohungen, durch Brandstiftungen oder durch sozialen und wirtschaftlichen Druck. Sie mussten in den Norden des Landes fliehen, nach Syrien, Jordanien oder in den Libanon. Einige sind nach Europa oder Ame-

rika gegangen. In Ägypten wiederum, wo ungefähr zehn Millionen Christen leben, gibt es immer wieder gewalttätige Übergriffe. Die koptische Gemeinde in Ägypten ist stark von Migration betroffen. Mehr als zwei Millionen Kopten leben außerhalb des Landes. Aber die koptische Kirche ist nicht vom Verschwinden bedroht. In Palästina dagegen erleben die Kirchen einen dramatischen Mitgliederschwund.

Die Auswanderung der palästinensischen Christen hängt vor allem mit der israelischen Besatzung zusammen. In Syrien und Jordanien dagegen ist die Anzahl der Christen offenbar stabil. Sie haben immerhin das Recht auf freie Religionsausübung. Und im Libanon sind die Christen nicht mehr wie noch vor fünfzig Jahren die Mehrheit der Bevölkerung. Wenn man aber die christlichen Libanesen, die in der Diaspora leben, mitzählt, dann stellen sie nach wie vor die Mehrheit des libanesischen Volkes dar. Sieben Millionen libanesischen Christen leben in den Golfstaaten, in Europa, in den USA, in Südamerika und in Australien.



Joseph Eid/AFP/Getty Images

Enge Nachbarschaft der Religionen in der Heimat Habib Badrs: Die Kreuze der maronitischen St.-Georgs-Kirche und das Minarett der sunnitischen Mohammed al-Amin-Moschee in Beirut.

Würden Sie sagen, dass alle nahöstlichen Christen verfolgt werden?

Nein, nicht in allen Ländern der Region leiden Christen unter Verfolgung. Im Irak und in Ägypten kann man von Verfolgung reden, und im Iran, wo es etwa 300.000 alteingesessene Christen gibt.

In welchem nahöstlichen Land leben die Christen am besten?

Das wird im Libanon sein. Auch wenn sie dort nicht mehr die Mehrheit stellen, so sind sie doch in der Regierung vertreten und in allen anderen Bereichen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens.

Gibt es Muslime, die öffentlich für den Erhalt der christlichen Präsenz im Mittleren Osten eintreten?

Natürlich gibt es die. Im Libanon, in Jordanien, in Ägypten, in Syrien und in Palästina gibt es viele Muslime, die sich für die christliche Präsenz stark machen und sagen: Wir können nicht ohne die Christen leben.

Wie begründen sie das?

Sie haben ein einfaches Argument: In autoritären Systemen stellt die Präsenz von Christen eine Garantie für Pluralismus dar. Christen machen eine Gesellschaft reich. Sie tragen zur Literatur, zur Kunst und zur Kultur bei. Es gibt sehr viele Muslime, die fürchten, dass es eines Tages im Mittleren Osten keine Christen mehr gibt.

Einige christliche Vertreter argumentieren, nicht die Anzahl der Christen sei ausschlaggebend. Viel wichtiger sei ihr sozialer, politischer und kultureller Beitrag, den sie als eine Art Zeugnis verstanden wissen möchten. Wie stehen Sie zu dieser Sichtweise?

Zahlen sollten in der Tat nicht das entscheidende Kriterium sein. In manchen Fällen ist der christliche Beitrag zu einer Gesellschaft wesentlich größer als der Prozentsatz, den sie in der Bevölkerung ausmachen. Es gibt aber auch eine kritische Masse, vor allem wenn man auf den politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Bereich Einfluss haben will. Je kleiner eine Minderheit ist, desto mehr muss man fürchten, dass ihre Interessen von der Mehrheit übergangen werden.

Unter nahöstlichen Christen gibt es einige, die kritisieren, dass die Christen zu sehr den Status als Minderheit akzeptiert haben und dass sie deswegen nicht mehr stark genug für ihre Interessen kämpfen. Was meinen Sie dazu?

In der Tat schöpfen die Christen ihr Potenzial nicht voll aus. Sie könnten noch viel stärker ihren kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Reichtum einbringen.

Wie könnte das aussehen?

Es gibt konkrete Pläne für einen nahöstlichen Christenverband, der für alle Christen in der Region in Fragen der Menschenrechte und Freiheiten spricht und der den Beitrag der Christen in Kunst, Kultur, Literatur, Medien, Wirtschaft, im Bildungswesen usw. noch stärker einbringt. Es soll eine Art Netzwerk sein.

Wäre das nicht eine Konkurrenz zum Mittelöstlichen Kirchenrat MECC?

Nein, der MECC ist eine kirchliche Organisation. Wir brauchen daneben dringend einen solchen gemeinsamen Verband. Einige libanesischen Christen sind dabei, eine solche Organisation zu gründen, in der Talente, Potenziale und Ressourcen der Christen im Mittleren Osten und in der Diaspora gebündelt werden sollen.

Wie sieht es allgemein mit der ökumenischen Bewegung im Mittleren Osten aus? Man hat manchmal den Eindruck, dass die Christen nicht wirklich an einem Strang ziehen.

Weltweit befindet sich die ökumenische Bewegung in einer Flaute. Darunter leidet auch der MECC. Der MECC hat aber auch hausgemachte Probleme, wie zum Beispiel bei den Finanzen. Er leidet an Ineffizienz, Doppelstrukturen und Planungsmangel. Ein Drittel der Mitarbeitenden musste entlassen werden, Programme und Initiativen wurden aufgegeben. Der MECC musste seine gesamten Strukturen vereinfachen.

Wird der MECC überleben?

Ja, er wird überleben, aber in einer anderen Form. Wir müssen über Größe, Strukturen, Schwerpunkte, Aktivitäten und auch über das System nachdenken. Ich bin mir nicht sicher, ob ein rein demokratisches System die geeignete Form für den MECC ist. Das demokratische System passt nicht zur Natur der Kirchen im Mittleren Osten, die zum Großteil patriarchale Kirchen sind. Der MECC sollte aber auch keine reine Bischofskonferenz sein. Die Organisation leidet unter einem Mangel an Engagement. Und das wiederum hängt stark davon ab, wie der MECC organisiert ist.

Welches sind die großen Herausforderungen der ökumenischen Bewegung im Mittleren Osten?

Als erstes müssen wir ein funktionsfähiges System finden. Dieses sollte den westlichen Ansatz der Rechenschaftspflicht, Gleichheit und Fairness in Einklang bringen mit dem patriarchalen System der östlichen Kirchen, die so ja schon seit 2000 Jahren funktionieren. Wir müssen auch für die finanziellen Pro-

bleme eine Lösung finden und schauen, dass die Beiträge regelmäßig reinkommen. Und schließlich müssen wir es hinkriegen, dass sich wirklich alle Kirchen im Mittleren Osten im MECC engagieren. Sie müssen den MECC als ihre Organisation annehmen. Dazu braucht es eine praktikable und nachhaltige Struktur.

Was müsste Ihrer Meinung nach geändert werden, damit Christen im Mittleren Osten eine bessere Zukunft haben?

Wir müssen unsere Gemeinschaft besser organisieren, damit wir die Welt besser auf uns aufmerksam machen können. Dies könnte zum Beispiel durch den MECC oder diesen nächstlichen Christenverband geschehen.

Wie können Christen in Europa ihren Schwestern und Brüdern im Mittleren Osten helfen?

Zuallererst müssen sie etwas über die Christen im Nahen Osten wissen. Es ist wirklich erstaunlich, wie viele im Westen nichts über uns wissen. Für sie gibt es im Nahen Osten nur Muslime und Juden. Dann brauchen wir aber auch Hilfe und Fürsprecher für die Christen, die unter Verfolgung leiden. Wir brauchen die Fürbitte und die Solidarität unserer Schwestern und Brüder. Und schließlich müssen wir Partner werden und Ressourcen austauschen. Wir können Gedanken und Erfahrungen austauschen. Zum Beispiel haben wir im Nahen Osten viel Erfahrung im Zusammenleben mit Muslimen. Das kann für unsere europäischen Partner interessant sein, jetzt wo der Islam zu einem Teil von Europa geworden ist. Partnerschaft ist ein gegenseitiges Lernen.

Die Fragen stellte Katja Dorothea Buck

Christen im Turabdin

Zur Rückkehr eingeladen – aber dennoch bedroht

Der Turabdin, ein Hochland in der Südosttürkei, ist Heimat der meisten syrisch-orthodoxen Christen in Deutschland – aus der sie allerdings bis auf eine kleine Minderheit vertrieben wurden.

Der Turabdin, übersetzt als „der Berg der Knechte (Gottes)“ oder „Einsiedlerberg“, ist eines der ältesten Zentren des christlichen Glaubens. In dieser Region hat die syrisch-orthodoxe Kirche ihren Ursprung. Ihre Selbstbezeichnung als „Suryoye“ oder „Süryanis“, also „Syrer“ hat nichts mit dem Staat „Syrien“ zu tun, sondern ist eine Konfessionsbezeichnung. Die Syrischen Christen führen sich auf die bekannten Kulturvölker der Aramäer und Assyrer zurück. Sie sprechen noch heute einen Dialekt des Aramäischen, der „lingua franca“ des Vorderen Orients und Sprache Jesu. Im syrischen Antiochien, heute Antakya in der Türkei, wurden die Anhänger Jesu erstmals „Christen“ genannt (Apg. 11,26). Der syrisch-orthodoxe Patriarch, heute in Damaskus, versteht sich als Nachfolger der Bischöfe und Patriarchen von Antiochien.



EMW/Martin Keiper



Wehrhaft zeigt sich die Burgkirche von Iwardo, eine der zahlreichen Zeugen christlicher Präsenz im Turabdin.

Das Christentum breitete sich in ganz Asien aus. Schon im ersten Jahrhundert entwickelte sich ein christliches Asketentum und daraus später das Mönchtum. Eine christliche Gemeinde im antiken Nisibis am Rande des Turabdin wird im 2. Jahrhundert erwähnt. 98 Klöster wurden im Turabdin gezählt sowie tausende Einsiedeleien. Heute gibt es noch, bzw. wieder sieben aktive Klöster: Mor Gabriel, Mor Abraham, Mor Yakub, Mor Melki, Mor Maria sowie das seit dem Jahr 2011 wieder bewohnte Kloster Mor Augin. Das Kloster Mor Hananyo/Deyrulzafaran gehört zur Diözese Mardin-Diyarbakir und war bis 1932 Sitz des Patriarchen der Syrisch-Orthodoxen Kirche. In den Klöstern leben heute zehn Mönchspriester, sechs Pfarrer, 22 Nonnen, ein Erzdiakon, vier Diakone und die beiden Erzbischöfe sowie auch Schüler und Lehrer. Das Kloster Mor Gabriel geht auf das Jahr 397 zurück und gilt als Erbe der ganzen Christenheit.

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts sind die syrisch-orthodoxen Christen der Region – und mit ihnen die kleineren katholischen und evangelischen Kirchen – in eine Situation geraten, die zu ihrer fast völligen Abwanderung führte. 1915 gerieten sie mit hinein in den Armenier-Genozid mit 500.000 Toten. Am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es im Turabdin noch 230.000 Christen, in den



Ernst-Ludwig Vatter

Nachdem im Jahr 2001 die türkische Regierung die syrischen Christen aufgefordert hatte, in die Heimat zurückzukehren, zogen 2006 das wieder aufgebaute Dorf Kafra wieder christliche Familien ein.

1930er Jahren noch 130.000. Durch die Auseinandersetzungen zwischen aufständischen Kurden und türkischer Armee, in die Christen hineingezogen und zwischen ihnen zerrieben wurden, mussten viele bis Anfang der 1990er Jahre ihre Dörfer verlassen. Heute leben noch rund 2.400 Christen im Turabdin.

Im Juni 2001 richtete der damalige türkische Ministerpräsident Ecevit ein „Rundschreiben“ an die syrischen Christen, in dem er sie zur Rückkehr in ihre Heimat aufrief. Die türkische Regierung werde alles tun, dass sie als türkische Staatsbürger wieder in Ruhe und unter Zusicherung ihrer Rechte im Turabdin leben können. Fast gleichzeitig hatte der türkische Staatspräsident Sezer anlässlich eines Besuches in Mardin und im Kloster Deyrulzafaran ins Gästebuch des Klosters Sätze mit gleichem Inhalt geschrieben.

Ein neues Kapitel schien im Turabdin aufgeschlagen zu werden. Inzwischen sind einige Familien ganz in ihre Dörfer zurückgekehrt. Das Dorf Kafra, das weitgehend zerstört war, wurde neu errichtet und am 1. September 2006 durch den Erzbischof Timotheos von der Diözese Turabdin gesegnet. Hier entstand auch der erste Neubau einer Kapelle. Weitere Rückkehrprojekte gibt es in den Dörfern Marbobo und Sare sowie in sieben Dörfern in den Izlo-Bergen. Rückkehr heißt entweder ganz zurückzukehren, oder für einige Monate oder nur für den Urlaub und sich um Haus und Felder zu kümmern. Es gehört für die

Rückkehrer eine große Portion Mut und Hoffnung dazu, sich wieder auf den Weg zu machen und neu anzufangen, zumal es immer wieder Probleme mit den türkischen Behörden gibt. Dennoch wurden zahlreiche Kirchen renoviert und viele Häuser saniert und wieder aufgebaut. Die „Dorfvereine“ im Ausland sowie die Evangelischen Landeskirchen in Bayern, Westfalen und Württemberg halfen kräftig mit und stellten notwendige Finanzen zur Verfügung.

Leider gibt es heute Rechtsstreitigkeiten um Grundbesitz, die bei der neuen, katastermäßigen Erfassung von Grundbesitz in der Region entstanden sind. Sie treffen syrisch-orthodoxe Familien, aber auch die Kirche. Das Kloster Mor Gabriel muss mehrere Prozesse um Land führen. Für die syrisch-orthodoxen Christen in der Region und in der Diaspora ist Mor Gabriel spirituelles und kulturelles Zentrum. So geht es für sie in diesen Prozessen nicht nur um Besitz, sondern um die Zukunft der Christen im Turabdin.

Ernst-Ludwig Vatter war Kirchenrat der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Er lebt im Ruhestand und ist Mitglied des Leitungsteams der Solidaritätsgruppe Turabdin und Nordirak.

Zum Weiterlesen:

Horst Oberkamp: Ohne Rechte keine Zukunft. Die syrischen Christen des Turabdin im Südosten der Türkei. Erlanger Verlag für Mission und Ökumene, 2011

Martin Tamcke: Die Christen vom Turabdin. Hinführung zur Syrisch-Orthodoxen Kirche. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2009

Im Internet:

www.nordirak-turabdin.de – die informative Website „Christen im Nordirak und im Turabdin“ der Solidaritätsgruppe Turabdin/Nordirak

www.margabrielverein.de – Website des Mar Gabriel Vereins zur Unterstützung der syrischen Christen e.V., Hamburg



photo oikumene/ Peter-Williams

Rund um den Persischen Golf gründen Arbeitsmigranten christliche Gemeinden. Zu den ersten gehörten indische Christen, die schon 1978 in den Vereinigten Arabischen Emiraten eine Kirche bauen durften. Heute besteht die Mar-Thoma-Gemeinde aus 1.500 Familien.

Kirchen am Arabischen Meer

Im Sultanat Oman wächst die Zahl der Christen, denn die reichen Staaten am Persischen Golf ziehen Millionen Migranten an. Sie kommen hauptsächlich aus Asien, und viele unter ihnen bringen ihren christlichen Glauben mit.

Mit ihren drei kleinen Kindern im Schlepptau und zusammengerollten Gebetsmatten unter dem Arm laufen Bader und seine Frau Vanita über den heißen und überfüllten Parkplatz. Bevor sie das Gebäude betreten, ziehen sie ihre Sandalen aus und stellen sie zu den anderen Schuhen, die sich bereits am Eingang zum Gebetshaus stapeln. Es ist Freitag und der Zeitpunkt für den Gottesdienst ist gekommen. Zuerst gehen sie in das Badezimmer und zeigen ihren Kindern, wie sie sich dem Ritual gemäß waschen müssen, bevor sie in Kontakt mit Gott treten dürfen. Das Gebetshaus ist überfüllt. Männer und Frauen legen ihre Gebetsmatten in sorgsam voneinander abgetrennten Bereichen aus. Bader nimmt seinen Sohn mit zu einer Seite des riesigen Saales, um sich dort bei den Männern niederzulassen. Vanita nimmt ihre beiden Töchter zur anderen Seite mit, um dort

zu beten. Die menschliche Stimme ist in diesem Haus das einzige Instrument, um Gott anzupreisen. Bader und Vanita gehören einer Pfingstkirche in Oman an, einer Gemeinde, die von emigrierten Arbeitern gegründet wurde, die Malayalam (eine in Südindien gesprochene Sprache, Anm. der Übersetzerin) sprechen. Die Gemeinde versammelt sich unter dem Patronat der Protestantischen Kirche in Oman auf einem der zwei großen Hochschulgelände, die von Sultan Quaboos für christliche Gottesdienste in Muscat, der Hauptstadt von Oman, vorgesehen wurden.

Die arabische Halbinsel besteht aus einem Geflecht von historischen und modernen Straßensträngen. Über viele Jahrhunderte war jeder Ort der arabischen Halbinsel durch Kamelkarawanenstraßen mit der Außenwelt verbunden. Noch heute werden Fremdwährungen und Güter von weit her auf den Märkten der Region gehandelt. Von hier aus erstrecken sich Schifffahrtswege bis zu entfernten Kontinenten und fremden Ländern. Heutzutage überlagern Stadtzentren mit internationalen Flughäfen zusammen mit digitalen Netzwerken die Pfade einer altertümlichen Welt. Arbeiter fast jeder Nationalität reisen entlang der alten und neuen Wege, transportieren hier ihre Güter und Dienstleistungen. Wo es Menschen gibt, dort gibt es auch Orte, an denen Gottesdienste abgehalten werden – Stationen, an denen die Gläubigen innehalten, um Gott zu huldigen, über das Göttliche nachzusinnen und sich mit Glaubensgeschwistern auszutauschen.

photo öikumene/Annegret Kapp



Auch in Dubai wurde der Bau von Kirchen erlaubt. Hier beten katholische Christen auf dem Kirchengelände von Jebel Ali.

Der Islam ist die vorherrschende Religion und auch die Staatsreligion in den Ländern der arabischen Halbinsel. Wie unter fast allen islamischen Regierungen ist die religiöse Freiheit ein geschütztes Recht im Sultanat von Oman. Muslime, Hindus, Buddhisten, Juden und Christen, alle diese Religionsgemeinschaften sind in den Ländern rund um das Arabische Meer vertreten.

Das Christentum ist auf der arabischen Halbinsel nicht neu. Nestorianische Christen lebten bereits in der Mitte des 5. Jahrhunderts dort, wo sich heute Oman und die arabischen Emirate befinden und übten dort bereits länger als 150 Jahre vor der Geburt Mohammeds ihre Religion aus. Im Jemen und in Oman gab es schon so früh jüdische Gemeinden, dass sie sich auf die Diaspora des 1. Jahrhunderts vor Christus zurückdatieren lassen und sie lebten dort gemeinsam mit den Anhängern arabischer und afrikanischer Stammesreligionen. Die Küsten von Süd- und Ostarabien sind seit Jahrhunderten multireligiös.

1891 richteten Protestanten Missionen ein mit dem Ziel der medizinischen Versorgung und der Ausbildung in Oman. Hieraus entstand eine zuverlässige Beziehung mit der omanischen Regierung und Jahre später bekamen die Reformed Church in America und die Anglikanische Kirche die Aufgabe übertragen, alle protestantischen Christen gegenüber der Regierung Omans zu vertreten, die verschiedenen Gemeinden zu beaufsichtigen und ihre Pfarrer mit Visa auszustatten.

Heute bestehen die christlichen Gemeinden in Oman und den Vereinigten Arabischen Emiraten fast ausschließlich aus emigrierten Arbeitern. 87 Prozent der Bevölkerung der Vereinigten Arabischen Emirate oder 7.3 Millionen Menschen sind Migranten. In Oman besteht 38 Prozent der Bevölkerung aus Migranten, was einer Anzahl von 743.000 Menschen entspricht. Vielleicht ein Viertel dieser Fremdarbeiter in den Anrainer-Staaten des Arabischen Meers oder eine geschätzte Anzahl von zwei Millionen Menschen sind Christen.

Heute gibt es an die achtzig christliche Gemeinden in Oman, die unter dem Dach der protestantischen Kirche in Oman organisiert sind. Dazu gehören die anglikanische und die evangelisch-reformierte Kirche, die Kirche von Südindien, nichtdenominationale Kirchen und die Pfingstkirchen. Es gibt fünf orthodoxe Gemeinden einschließlich einer koptischen Gemeinde und vier römisch-katholische Gemeinden. Sie halten ihre Gottesdienste in neun verschiedenen Sprachen einschließlich des Arabischen ab. Das Christentum am Arabischen Meer ist so vielseitig, vital und vielsprachig wie die Beschreibung von Pfingsten in der Apostelgeschichte.



Zu den Gottesdiensten kommen neben Einwanderern aus Asien auch afrikanische Christen auf das Gelände von Jebel Ali, das Gottesdienort für viele Konfessionen ist.

Die vielen Kirchen von Oman genießen eine Intensität der ökumenischen Beziehungen, die die interkirchliche Verbundenheit in den meisten Regionen der Welt wohl übertreffen wird. Die Kirchen arbeiten bei der Bereitstellung von medizinischer Versorgung, Ausbildungsangeboten, finanzieller Unterstützung und anderen karitativen Diensten für die vielen Fremdarbeiter in Oman zusammen. Die Ökumene in Oman ist vorwiegend friedlich ausgerichtet mit gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften, die sich aber durch die Notwendigkeit, miteinander zu leben, schnell wieder lösen lassen. Die Wüste war lange Zeit ein Ort der grenzenlosen Gastfreundschaft und die Beziehung zwischen ungleichen Partnern wird durch den pragmatischen Überlebenstrieb zur Notwendigkeit.

Das Arabische Meer bleibt seinen altüberlieferten Traditionen treu. Die globalen Pfade laufen hier noch immer zusammen, der religiöse Pluralismus wird eingehalten und geschützt und die Gastfreundschaft regiert zwischen den Religionen und wird von diesen gleichzeitig vorgegeben.

Pastor Douglas Leonard ist Direktor des Al Amana-Zentrums, einer interreligiösen Hochschule in Oman, die sich für das Verständnis zwischen Muslimen und Christen einsetzt.

Übersetzung: Lilly von der Ohe

Die Stellung der Frauen in den Gesellschaften des Mittleren Ostens

Frauen im Mittleren Osten leiden unter vielfältigen Formen von Diskriminierung. Bei ihrem Eintreten für gleiche Rechte haben sie mächtige Gegner.

Bis vor wenigen Jahrzehnten hatten Frauen im Nahen Osten auf Grund sowohl religiöser als auch gesellschaftlicher Normen nicht einmal die gleichen Chancen auf Bildung und Studium. Sogar in einigen nationalen Verfassungen bekamen die Frauen nicht die gleichen Rechte zugesprochen. In vielen Ländern beschränken sich die Rechte der Frauen auf die Tatsache, dass eine Frau Ehefrau und Mutter ist und deshalb ihren Platz im Haus hat, wo sie Befehle entgegennimmt und Dienstleistungen erbringt. Zwar betonen zum Beispiel die Verfassungen Syriens und des Jemens die gleichen Rechte für Männer und Frauen, doch trotz dieser gesetzlichen Geschlechtergleichheit gab es keine wirkliche Veränderung in der Gesellschaft – die Erneuerung der Gesetze veränderte nicht die Mentalität und das Verhalten der Menschen.

In dieser Gesellschaft sind alle drei monotheistischen Religionen zum ersten Mal in Erscheinung getreten – und jede nimmt für sich in Anspruch, den anderen überlegen zu sein. Alle haben etwas dazu zu sagen, welche Rollen Frauen spielen und welche Positionen sie einnehmen können. Alle drei haben ein repressives Patriarchat gefördert und es nahezu zu etwas Gott Gewolltem gemacht. Im Nahen Osten färbt die Religion fast jede Angelegenheit und gibt Richtlinien für Leben und Verhalten vor. Trotzdem kann keiner, nicht einmal ich, behaupten, dass Religionen im Nahen Osten stabilisierend, harmoniestiftend, gerechtigkeitsfördernd und gendergerecht gewirkt hätten, auch wenn ich glaube, dass sie dazu in der Lage gewesen wären.

Unsere Kirche im Nahen Osten wurde in eine jüdische Kultur hineingeboren, welche von religiösen Gesetzen bestimmt wurde, und seit dem siebten Jahrhundert lebt sie in einer muslimischen Kultur, die ebenfalls massiv von religiösen Gesetzen beherrscht wird. Hinzu kommt, dass unsere Gesellschaft das Musterbeispiel eines Patriarchats ist. Dr. Hicham Sharabi, ein arabischer Schriftsteller, definierte „Patriarchat“ als ein „totalitäres autoritäres (System), das Kritik

zurückweist und Dialog nicht akzeptiert, außer, um seine Autorität zu untermauern.“ Sharabi fügte hinzu: „Der Eckpfeiler im patriarchalen System ist in Wirklichkeit die Unterwerfung der Frauen bis zu dem Punkt, wo ihnen ihre gesellschaftliche Existenz aberkannt wird und ist feindlich gegenüber allen, die für die Befreiung der Frauen sprechen oder sich dafür einsetzen. In einem Patriarchat gibt es keinen Platz für Weiblichkeit, außer um die Autorität des Mannes zu unterstützen und zu bestätigen.“

Was aber sollen die Frauen tun? Sich unterwerfen und schweigen? Sich auflehnen und das Gleichgewicht in der Gesellschaft stören? Es gab und gibt weiterhin Frauen beider Kategorien. Aber in den meisten Fällen werden christliche Frauen, wenn sie über ihr Recht auf gleiche Chancen im Entscheidungsprozess und für die Mitwirkung beim Wiederaufbau der Gesellschaft sprechen, beschuldigt, dass sie Ideen aus dem Westen einführen, Ideen, die für unsere Kultur und Traditionen unangebracht sind. Trotzdem gab es stets Frauen, die dazu bereit waren, sich ausgrenzen zu lassen.

In den Kirchen des Mittleren Ostens wurden während der letzten zweitausend Jahre die Frauen innerhalb und doch außerhalb der Kirche gehalten. Innerhalb der Kirche waren sie Personen, die alle Arten von Dienstleistungen verrichteten, z.B. buken sie das Heilige Brot, putzten die Kirche, arrangierten die Blumen, machten Kaffee und übernahmen zahllose andere soziale Aufgaben dieser Art – jede für sich gut und schön. Und doch waren sie außerhalb der Kirche, weil es ihnen versagt war, irgendeine leitende Rolle zu übernehmen, sich an Lehre, Predigt oder Beratung zu beteiligen oder auch die noch so geringste Anweisung zu geben.

Paradoxerweise war die Kirche von der Geschichte von Martha und Maria immer äußerst angetan. Sie lobte Maria dafür, dass sie zu Füßen Jesu saß, um zu lernen, und tadelte Martha, welche die falsche Wahl getroffen hatte und sich mit anderen Arbeiten beschäftigte. Zweitausend Jahre lang wiederholten die Kirchen die Worte des Paulus: „Die Frauen (sollen) schweigen in der Gemeindeversammlung; denn es ist ihnen nicht gestattet zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt.“ (1. Kor. 14,34) Ein Abschnitt aus dem Epheserbrief – „Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn. Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie auch Christus das Haupt der Gemeinde ist, die er als seinen Leib erlöst hat“ (Epheser 5, 22-23) – wurde sogar zum Gelöbnis der Frau während der Trauerzeremonie.

Paulus, den ich übrigens als einen Freund betrachte, hat einige spezifische Anweisungen hinterlassen, welche das Schicksal der Frauen in der Kirche geprägt haben – und sie mündeten darin, dass den Frauen die Möglichkeit abgesprochen wurde, an der Leitung der Kirche teilzuhaben, indem man sie von ordinierten Ämtern und jeder anderen Führungsrolle fernhielt. Die wichtigsten Fragen, die wir Frauen weiterhin stellen, sind: Was ist, wenn es das gar nicht ist, was Paulus meinte? Was ist, wenn die kirchliche Interpretation von Paulus nicht zutrifft? Was ist, wenn die Kirche so übermäßig um die Männerherrschaft besorgt war, dass sie das Wesentliche nicht begriffen hat? Die Antwort, dass sich die Kirche nicht geirrt hat, hat die Frauen regelrecht heimgesucht.

Wir wiederholen immer wieder, dass das Evangelium die Stellung der Frauen radikal verändert hat, indem es sie – beispiellos in der Gesellschaft des ersten Jahrhunderts – als Partner der Männer darstellte, dass die Frauen unter den ersten waren, die an Jesus Christus glaubten, und auch in vielerlei anderer Hinsicht die ersten waren – es fehlte niemals an Frauen im Dienste Jesu. Stattdessen werden wir oft daran erinnert, dass es unter den zwölf Jüngern keine einzige Frau gab. Wir hören nicht auf zu beten, damit wir keine Aggressionen bekommen.

Als 1974 der Mittelöstliche Kirchenrat gegründet wurde, war dies die bedeutendste ökumenische Bewegung in dieser Region, wo ein Dialog zwischen Kirchentraditionen stattfand. Als der Rat 1976 seine Abteilungsstruktur bestimmte, schuf er ein Frauenprogramm und ordnete dies der Abteilung für Menschenrechte zu, um die Tatsache zu verdeutlichen, dass den Frauen ihre juristischen Rechte verwehrt wurden. Das war den Kirchen nicht geheuer, und sie betrachteten das Programm als unzulässigen Import aus dem Westen. Deshalb wurde das Programm von der Abteilung für Menschenrechte zur Abteilung für Bildung und Erneuerung verschoben. Ich leitete das Programm von 1988 bis 1995, durfte während dieser Zeit aber nicht das Thema Frauenordination ansprechen.

Während der Dekade von 1988 bis 1998, die der Weltkirchenrat zur „Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen“ erklärt hatte, wurden drei Konferenzen abgehalten (in Damaskus, Athen und Istanbul), um die Rolle orthodoxer Frauen in der Kirche zu diskutieren. Bei allen drei Konferenzen wurde nochmals bestätigt, dass es dogmatisch und historisch/traditionell festgelegt sei, den Frauen eine Beteiligung am Priesteramt zu verwehren. Andererseits wurden während derselben Dekade von seiner Heiligkeit Papst Johannes Paul II. einige Papiere herausgegeben, welche die Stellung und Berufung der Frauen in der katholischen Kirche betrafen. Alle diese Dokumente erklärten einen „großen

Respekt für die Würde der katholischen Frauen, die zur Mission der Liebe und des Dienens berufen und beauftragt sind... dass Frauen, durch die Taufe und Konfirmation, am Dienst Jesu Christi als Priester, Prophet und König teilhaben. Doch Frauen können nicht das Sakrament der Priesterweihe empfangen. Dies ist ein Konzept, auf das sich die Kirche immer bezogen hat, auf den klaren, freien und erhabenen Willen Christi, der nur Männer dazu erwählte, seine Apostel zu sein.“

Wenn Frauen eine Diskussion ihrer eigenen Belange in Gang zu bringen versuchen und die Position vertreten, sie seien ebenfalls für das Priesteramt berufen, werden sie beschuldigt, der Kirche Schwierigkeiten zu bereiten, die bereits mit wichtigeren Angelegenheiten zu kämpfen habe, wie z.B. Sicherheit, Gewalt, Abwanderung von Jugendlichen und anderen.

Es gibt eine Gruppe theologisch ausgebildeter Frauen im Libanon, die immer wieder fragen, ob die Kirche nicht vielmehr dazu berufen ist, Recht und Gerechtigkeit zu fördern und ungerechte Praktiken zu verändern, statt sich den Regeln und Traditionen der Gesellschaft unterwerfen, auch wenn diese repressiv sind. Sollte die Kirche nicht Salz und Licht in der Gesellschaft sein, um der Welt einen besseren Geschmack zu verleihen und ihr den Weg zu erleuchten?

Es ist jedoch wichtig zu erwähnen, dass im Januar 2010 die Gemeinschaft der evangelischen Kirchen des Mittleren Ostens (FMEEC) bei ihrer Generalversammlung zugegeben hat, dass es keinen theologischen oder biblischen Grund gibt, die Frauenordination zum Priesteramt zu verweigern. Wenn Gott eine Frau dazu beruft, in einer solchen Funktion zu dienen, solle sie niemand daran hindern, diesem Ruf zu folgen.

Es macht traurig festzustellen, dass die Gesellschaft der Kirche in gewisser Hinsicht weit voraus ist. Kann es sich die Kirche leisten, der Gesellschaft hinterherzuhinken? Falls sie dies glauben sollte, dann muss sie gewiss umerzogen und zum Willen des Herrn bekehrt werden. Doch trotz dieser Umstände wollen wir Frauen Gott dienen und der Kirche weiterhin in jedweder Funktion dienen, die uns erlaubt ist. Alles, was wir wollen, ist zu dienen.

Dr. Mary Mikhael, geboren in Syrien, war bis Oktober 2011 Präsidentin der „Near East School of Theology“, Beirut, Libanon. Der Text ist die stark gekürzte Fassung eines Vortrages, den sie im Mai 2010 an der Theologischen Fakultät in Paris hielt.

Übersetzung aus dem Englischen: Cornelia Kabus

Die Osterbotschaft „von unten“ entfaltet

Das Fest des Heiligen Feuers in Jerusalem

Jedes Jahr wird die Ostergeschichte in Jerusalem nacherlebt und nachgestaltet. Das fängt mit den Prozessionen am Palmsonntag an, setzt sich fort mit den Gottesdiensten der Karwoche, den Fußwaschungen durch die Patriarchen und Bischöfe orientalischer Kirchen. Am Karfreitag wird Christus in der Grabeskirche auf seinem Weg ans Kreuz begleitet, sein Sterben miterlebt, er wird betrauert und zu Grabe getragen.

Und am Karsamstag? Anders als uns vertraut, findet am Karsamstag in Jerusalem ein besonderes Fest, das „Fest des Heiligen Feuers“ statt. Es hat schon immer Menschen angezogen, aber auch abgestoßen. Der als bizarr geltende ägyptische Kalif al-Hakim soll sich über den angeblichen Betrug so geärgert haben, dass er die Grabeskirche 1009 zerstören ließ. Bis heute schlägt es orientalische Christen und Besucher in seinen Bann. Bereits am Ostersonntag lässt das Fest erleben, was Karfreitag und Ostern bedeuten: Christus ist mit seinem Tod in den Hades, die Hölle gekommen. Der Raum des Todes ist nicht mehr von Gott und dem Leben verlassen, die Agonie des Todes besiegt. In die Dunkelheit des Todes bricht das Licht Gottes ein, und fast explosionsartig bricht es mit seinem Feuer aus dem Grab in die Welt. Hier soll kurz sein Ablauf in der Grabeskirche in Jerusalem beschrieben werden. Er lässt das erleben, was die Osterikone der Ostkirchen im Bild ausdrückt.

Nach dem Karfreitag ist die Grabeskirche abgesperrt, viele Gläubige verbringen dort die Nacht. Das Grab Christi ist verschlossen. Morgens am Karsamstag wird die Kirche geöffnet. Um halb elf betritt der armenische Patriarch mit Gefolge die Kirche und begibt sich auf die armenische Galerie in der Kirche. Die Eingangstür des Heiligen Grabes wird mit einem großen, gelben Siegel verschlossen, in Gegenwart von Vertretern der griechischen und der armenischen Kirche. Die in der Grabeskirche vertretenen Kirchen drücken darin ihre Siegel. Entsprechend Matthäus 27, 62-66 wird das Grab nun bewacht. Um 12 Uhr betritt der griechische Patriarch die Kirche. Nach weiteren Zeremonien koptischer, syrischer und armenischer Vertreter zieht eine Prozession unter Führung des griechisch-orthodoxen Patriarchen dreimal um das Grab.



Orthodoxe Christen beim Fest des Heiligen Feuers in der Jerusalemer Grabeskirche am 14. April 2012.

Die dunkle Grabeskirche ist an diesem Samstagmittag gedrängt voll, vor allem junge, einheimische Christen sind in die Kirche geströmt. Jeder trägt ein Kerzenbündel aus 33 schmalen, langen Kerzen. Ein fröhlicher Tumult entwickelt sich, junge Männer reiten auf den Schultern anderer durch die Kirche, in Erwartung des spektakulären Osterfeuers.

Um ein Uhr mittags ist es soweit. Im Grab sind der orthodoxe Patriarch und ein armenischer Archimandrit. Gespannte Stille in der Kirche. Plötzlich, ausgehend von einer Öffnung am Grab, verbreitet sich das Feuer durch die Kirche, getragen von laufenden Boten. Blitzschnell sind die Kerzenbündel entzündet, lichterloh brennen sie. Jubel brandet durch die Kirche. Doch gleich löschen Feuerwehrleute die Kerzenbündel, zu groß ist die Brandgefahr für die Kirche. Aus der Grabeskirche wird das Osterfeuer hinaus in die Kirchen gebracht und dort gehütet. Wer als Pilger ein Kerzenbündel von der Feier des Osterlichts nach Hause bringt, bewahrt es als wertvollen Schatz.

Heinrich Georg Rothe

Die Auferstehungsikone

Die byzantinische Auferstehungsikone unterscheidet sich von allen anderen Kirchenbildern, denn hier tritt das Symbolische auf eine besondere Art und Weise in den Vordergrund.

Mindestens seit dem 9. Jahrhundert wird die Auferstehung des Herrn in der Ostkirche durch das Motiv der Höllenfahrt dargestellt. Was ist aber mit „Höllenfahrt“ gemeint? Der Begriff „Hölle“ entspricht nicht unseren Alltagsvorstellungen und hat jedenfalls eine negative Färbung. Nach jüdischem Verständnis aber war die Hölle nichts anderes als der Ort, an dem die Seelen der Verstorbenen wohnten und auf das Jüngste Gericht warteten. Auch die Seelen der Gerechten, z.B. der alttestamentlichen Propheten, hielten sich in der Hölle auf. Gemäß der antiken Aufteilung der Welt in Himmel, Erde und Untererde befand sich die Hölle am tiefsten unterirdischen Ort. In einigen seiner Texte folgt das Neue Testament dieser Vorstellung, um vom Tod Christi zu reden (vgl. 1 Petr 3,19; Apg 2,31). Die liturgischen Texte der orthodoxen Kirche sind unmissverständlich: Nach dem Tod Jesu blieb sein Leib im Grab, seine Seele aber begab sich in die Hölle.

In unsere Sprache übersetzt, heißt das, dass der Tod Jesu kein Schein war, sondern ein wahres Erlebnis. Warum wird gerade die Auferstehung durch die Höllenfahrt wiedergegeben? Einfach deshalb, weil wir keinen Zugang zum Wie der Auferstehung haben. Denn die Art und Weise, wie Jesus auferstanden ist, wird von den Evangelien verschwiegen. Insofern bleibt die Auferstehung Christi, die Grundlage unseres Glaubens und die Hoffnung aller Christen, auch derjenigen, die im Vorderen Orient leben, ein Geheimnis Gottes. Dementsprechend beschränkt sich die Auferstehungsikone darauf, den Sinn dieses Ereignisses zu vermitteln. Hier geht es um den Sieg Christi über Tod und Vergänglichkeit sowie um die neue Hoffnung, die der Menschheit dadurch vermittelt wird.

Im Unterschied zur byzantinischen Weihnachtsikone, in der Maria im Vordergrund liegt, ist hier Christus selbst in der Mitte abgebildet. Er allein ist Mittelpunkt und Achse des Ostergeschehens. Mit gelben Gewändern bekleidet, die seine Gottheit und königliche Würde symbolisieren, leuchtet er in der dunklen Hölle, wie die Sonne in der Finsternis. Als Sieger über den Tod fußt er auf den zerstückelten Höllentoren und hebt mit beiden Händen ein altes Paar empor.



Es handelt sich um Adam und Eva, Symbol des ganzen Menschengeschlechtes, das in der Hölle, d.h. unter der Macht des Todes, gefangen war. Durch seinen freiwilligen Tod vermittelt Jesus also der gesamten Menschheit ein neues Leben.

Im Hintergrund des Bildes auf der rechten Seite stehen alttestamentliche Gestalten, die sich nach dem durch Jesus vollbrachten Heil lange gesehnt hatten. Zwei Könige, wohl David und Salomo, sind an ihren Kronen erkennbar. Beim jungen Mann handelt es sich um Abel, der wie Jesus, einen gewaltsamen Tod starb. Auf der linken Seite hebt sich Johannes der Täufer ab, der mit dem Finger auf Jesus zeigt. Als Prophet, dessen Aufgabe es war, während seines Lebens die bevorstehende Ankunft Christi zu verkündigen, bleibt er in der Hölle dieser Rolle treu, indem er auf seinen Meister und Herrn weist. Doch andere Propheten des Alten Testaments sind auch da. Die gelben Zungen auf deren Köpfen können für den Heiligen Geist stehen.

Prof. Dr. Assaad Elias Kattan ist Professor für Orthodoxe Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Der schmale Grat

Einsatz für die Religionsfreiheit zwischen Bedrängnis, Diskriminierung und Verfolgung

Fast schon täglich mehren sich Nachrichten und Schlagzeilen über Anschläge auf Christen in aller Welt, für die sich in letzter Zeit auch immer stärker die politische und kirchliche Öffentlichkeit in Deutschland interessiert. Allein Empörung über das Leid hilft meist aber auch nicht weiter.

Kopten in Ägypten, Orthodoxe im Irak, Katholiken in Indien oder Evangelikale im Iran – in vielen Ländern über den Globus verteilt werden Christen diskriminiert, benachteiligt oder mit dem Tod bedroht. In manchen Ländern wie dem Irak führt die anhaltende Bedrängnis der autochthonen Christenheit mittlerweile zu einem regelrechten Exodus. Viele christliche Familien verlassen ihre Heimat und fliehen in die Nachbarländer. Anderswo wie in Ägypten setzen sich Christen zur Wehr oder gehen gar in die Offensive und drehen mit an der Spirale der Gewalt. In beiden Szenarien kommt es jedoch zu einer fortschreitenden Destabilisierung des öffentlichen Lebens der betroffenen Länder.

Wenn es zu gewalttätigen Übergriffen kommt und vor allem christliche Opfer beklagt werden müssen, ist der Aufschrei bei christlichen Hilfsorganisationen nicht zu überhören. Zugleich ist die Empörung über kirchliche Untätigkeit groß. Auch durch die Mithilfe mancher Medien kommt die Rede immer wieder auf Christenverfolgung. Christliche Gewaltopfer werden zu Märtyrern ausgerufen, die um ihres Glaubens willen das Leben verlieren und uns als Geschwister im zivilisierten, rechtsstaatlichen Europa zu Solidarität und Hilfe mahnen. Erboste Briefe an die Verantwortlichen in Kirche und Politik sind die Folge. Aufgebrachte Menschen werfen vor allem den beiden großen christlichen Kirchen hierzulande vor, dass sie untätig seien und die bedrückende Lage der Gläubigen in solchen Ländern ignorierten. Wo, so lautet einer der häufigsten Vorwürfe, bleibt der Aufschrei des Entsetzens und des Protestes in Deutschland angesichts von dramatisch gestiegener „Christenverfolgung“?

Verfolgung und Bedrängnis: Begrifflichkeiten

Tatsächlich sind es in den vergangenen Jahren vor allem Hilfswerke und Organisationen des evangelikalen Spektrums gewesen, die die Situation von Christen in den Krisengebieten unseres Planeten ständig zum Thema gemacht haben. Das evangelikale Hilfswerk Open Doors, das jährlich sogar einen Weltverfolgungsindex aufstellt, spricht von 100 Millionen Christen weltweit, die aufgrund ihres Glaubens verfolgt werden. Meistens wird das Zahlenwerk mit dem Hinweis versehen, dass das Christentum die am stärksten verfolgte Religion weltweit ist. Einmal ganz davon abgesehen, welchen Mehrgehalt eine solche Aussage hätte, wenn man sie denn verifizieren könnte: Es bleibt die Frage, wie solche Zahlen zustande kommen. Nach eigenen Angaben sind es hochgerechnete Schätzungen. Aus Sicht der EKD hingegen sind alle Zahlen, die in diesem Zusammenhang kursieren, nicht tragfähig und halten einer wissenschaftlichen Prüfung nicht stand. Denn niemand kann die Menschen christlichen Bekenntnisses zählen, die weltweit als um ihres Glaubens willen verfolgt, unterdrückt oder bedrängt gelten.

Den Begriff der Christenverfolgung heutzutage pauschal für Gefährdungssituationen von Christen zu benutzen, mag auf den ersten Blick hilfreich erscheinen, um damit in der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit zu erregen. Die EKD hielt und hält sich in der Bezeichnung von Gewaltübergriffen an Christen mit diesem Begriff sehr zurück. Zum einen hat der Terminus seinen historischen Ursprung in den systematischen Repressionen der römischen Kaiser gegen das frühe Christentum, bevor dieses als Staatsreligion anerkannt wurde. In der Zeit bis zur „Mailänder Vereinbarung“ im Jahr 313 kamen viele Christen um und wurden in der Folge als Märtyrer, als Blutzeugen für den christlichen Glauben verehrt. Zwar hat es in der Geschichte wiederholt kollektive Verfolgungen und Benachteiligungen von Christen gegeben, wie etwa im Nationalsozialismus oder im real existierenden Sozialismus, doch bleibt der historische Begriff eng auf die Zeit des frühen Christentums bezogen und mahnt eine entsprechend vorsichtige Verwendung an.

Eine weitere Schwierigkeit tut sich auf: Der Begriff der „Verfolgung“ ist ein Fachterminus im internationalen Flüchtlingsrecht. Verfolgte sind demnach Personen, „die nach den asylherheblichen Merkmalen eine staatliche bzw. quasistaatliche Verfolgung erlitten haben oder denen eine solche Verfolgung droht.“ (§§ 1-11 Asylverfahrensgesetz). Zwar gehört nach der Genfer Flüchtlingskonvention auch die Religion zu den asylrelevanten Merkmalen (Art. 1 A, Abs. 2). Entscheidend war bis vor kurzem jedoch immer die staatliche bzw. quasistaatliche

Urheberschaft der Verfolgung. Nach geltendem Recht gehören mittlerweile auch Parteien und nichtstaatliche Organisationen zu den Akteuren asylrelevanter Verfolgung. Die juristische Definition von „Verfolgung“ wird aber in der Zuerkennung von Flüchtlingstiteln immer noch deutlich enger interpretiert als ein alltagssprachliches Verständnis von „Verfolgung“, das relativ unscharf viele Arten von Bedrohungen oder Nachstellungen meinen kann.

Schließlich ist der pauschale Sprachgebrauch problematisch, weil damit meist eine – wenn auch beabsichtigte – Dramatisierung einhergeht, die den Blick für die sehr unterschiedlichen Situationen in einzelnen Ländern und Regionen verstellt. Denn nicht jeder Konflikt, in dem Christen zu Schaden kommen, hat religiöse Ursachen und nicht jeder Fall von brutaler Gewalt gegen Christen hat seinen Grund in ihrem Glauben an Jesus Christus. Hier gilt es, die jeweiligen Hintergründe der Konflikte genau zu analysieren, und ihre historischen, sozialen, kulturellen oder geostrategischen Dimensionen zu verstehen, um eine angemessene Bewertung vornehmen zu können. Diese Bewertung hat nicht zwangsläufig Folgen für den politischen Einsatz, wohl aber für den Umgang damit innerhalb der Kirche, denn davon tangiert ist auch das Verhältnis zu Vertretern anderer in Frage stehender Religionen wie dem Islam.

Der UN-Sonderberichterstatter für die Religionsfreiheit, Prof. Heiner Bielefeldt, hat jüngst eine erste Zwischenbilanz seiner Tätigkeit gezogen. In diesem Zusammenhang gab er bei einer Expertenanhörung im Deutschen Bundestag im Mai 2011 zu Protokoll, dass es keine typische „Täter-Religion“ und keine „Opfer-Religion“ gäbe. Es hänge am Zustand der jeweiligen Gesellschaften und von dem Handeln der jeweiligen Institutionen und Personen ab, ob eine religiöse Minderheit unter Druck gerate oder nicht. Dabei spielten religiöse Wahrheiten ebenso eine wichtige Rolle wie politische Ideologien. Auch sei das Schüren von religiösen Ressentiments zum Zwecke des Machterhalts eine Motivation für zahlreiche Menschenrechtsverletzungen wie eben der Religionsfreiheit.

Nicht ohne die Betroffenen

Die alltäglichen Erfahrungen von Christen und christlichen Gemeinden in den Gesellschaften des Mittleren Ostens zeigen: Kirchliche und politische Aktionen zur Verbesserung der menschenrechtlichen Lage in diesen Ländern dürfen nicht ohne enge Abstimmung mit den Betroffenen vor Ort unternommen werden. Viele der betroffenen Christen in Ländern mit muslimischer Mehrheit wehren sich sogar gegen die Bezeichnung als „verfolgte Christen“. Sie wissen, dass sie unter

den örtlichen Lebensbedingungen als religiöse Minderheit auch in Zukunft leben müssen. Deshalb warnen auch manche Missionswerke vor unsensiblen und undifferenzierten Einmischungen von außen, die die Lage der Christen vor Ort auch verschlechtern können. Nicht selten ist es deshalb hilfreich für die Gemeinden und Gläubigen in einer Krisenregion, wenn die kirchlichen Verantwortungsträger vor Ort als auch in den europäischen Ländern zunächst besonnen reagieren und dadurch eine weitere Eskalation verhindern.

Der schmale Grat zwischen Differenzierung und Banalisierung

Bezieht man alle Abwägungen und Differenzierungen bei der Analyse einer konkreten Konfliktsituation mit ein, lässt sich schon besser verstehen, warum die großen Kirchen in Deutschland mit ihren zahlreichen Partnerkirchen vor Ort in den betroffenen Regionen den Meldungen von blutigen Christenverfolgungen zunächst mit vorsichtiger Zurückhaltung begegnen. Allerdings darf dadurch nicht der Eindruck entstehen, die Kirchen würden bei aller gebotenen Differenzierung das erlittene Unrecht, die Unterdrückungen und das erlebte Leid relativieren oder gar banalisieren. Daher hat sich im landeskirchlichen Sprachgebrauch die Bezeichnung von „bedrängten und verfolgten Christen“ durchgesetzt. Diese Formulierung ermöglicht in einem umfassenderen Sinne, die Sorgen und das Leid von Christen in den Krisengebieten der Welt ernst zu nehmen, ohne zuerst eine asylrechtlich relevante Verfolgungssituation konstatieren zu müssen.

Oberkirchenrat Thorsten Leißer ist Theologischer Referent für Menschenrechte und Migration im Kirchenamt der EKD

Kein Kind darf verloren gehen

Die Schneller-Schulen im Nahen Osten

Seit 150 Jahren setzen sich die evangelischen Schneller-Schulen im Nahen Osten für Kinder aus armen Verhältnissen ein – egal ob sie Christen oder Muslime sind. Die Kinder bekommen in den Schulen nicht nur eine fundierte Schul- und Berufsausbildung, sie lernen gleichzeitig, dass Religion nicht trennen muss.

Donnerstagabend in der Johann-Ludwig-Schneller-Schule in Khirbet Kanafar (Bekaa-Ebene/Libanon): 130 Kinder und Jugendliche zwischen fünf und 22 Jahren sitzen in der Schulkirche und hören die Geschichte von Abraham. Es ist die tägliche Abendandacht, mit der fast jeder Schultag zu Ende geht. Dass hier Christen und Muslime nebeneinander sitzen, gemeinsam Lieder singen und zu-

EMS/Andreas Maurer



Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (im Vordergrund die Kirche und die Häuser mit den roten Dächern) in der Bekaa-Ebene, die zum Osten hin vom Antilibanon-Gebirge (im Hintergrund) begrenzt wird.

sammen beten, ist an der evangelischen Johann-Ludwig-Schneller-Schule eine Selbstverständlichkeit. Religion soll nicht trennen. Die Gebete im Gottesdienst, vor dem Essen oder beim Zubettgehen sind so formuliert, dass auch Muslime sie mitsprechen können. Weihnachten und Ostern werden genauso gefeiert wie Ramadan und das Opferfest. Jeder soll die Religion des anderen kennenlernen und Respekt vor dessen Glauben bekommen – das ist das Konzept der Schneller Schulen. Und das hat selbst im libanesischen Bürgerkrieg (1975 bis 1989) funk-

tioniert, bei dem sich im ganzen Land Christen und Muslime gegenseitig und untereinander bekriegten. In der Johann-Ludwig-Schneller-Schule herrschte damals weiterhin friedliches Miteinander.

Die Glocken läuten zum Ende der Abendandacht. Für die meisten Schüler im Internat beginnt nun der Feierabend. Die Hausaufgaben sind gemacht, für die anstehende Klassenarbeit ist gelernt. Am nächsten Tag werden die Kinder und Jugendlichen um kurz vor sechs aufstehen, um noch schnell ihre Sachen fürs Wochenende zu packen. Direkt nach Schulschluss um drei Uhr werden sie dann nach Hause zu ihren Eltern oder Verwandten fahren. Alle zwei Wochen kehren die Internatskinder in ihre Familien zurück. Sie sollen nicht den Kontakt zu ihrem ursprünglichen Umfeld verlieren. Denn dorthin werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach zurückgehen, wenn sie einmal die Schule und vielleicht auch eine Lehre als KFZ-Mechaniker, Schreiner, Elektriker oder als Frisörin oder Schneiderin abgeschlossen haben.

Seit 2002 nimmt die Schule auch Mädchen im Internat auf. Sie dürfte damit eine der wenigen, wenn nicht die einzige Einrichtung im Libanon sein, in der Jungen und Mädchen zusammen wohnen. Auch wenn sich der Libanon nach außen hin gerne als offen und modern vermarktet, so herrschen in weiten Teilen der Gesellschaft noch traditionelle Moralvorstellungen. Nichtsdestoweniger hat die Schule vor zehn Jahren einen neuen Weg eingeschlagen und kümmert sich auch um Mädchen, die häufig noch weniger Chancen auf Bildung haben als Jungen.

Wie die meisten Jungen im Internat der Johann-Ludwig-Schneller-Schule haben auch die Mädchen meist einen schweren familiären Hintergrund. Sie kommen aus sehr armen, oft auch traurigen Verhältnissen. Sie haben Mutter oder Vater verloren, haben als Scheidungskinder plötzlich keinen Platz mehr in der neuen Familie oder wurden von ihren Eltern einfach im Stich gelassen. Armut kann viele Facetten haben. „Manchmal ist es leichter, Kindern zu erklären, dass ihre Eltern tot sind, als ihnen klar zu machen, dass die eigenen Eltern sich nicht mehr um sie kümmern wollen oder können“, sagt George Haddad, der Direktor der Einrichtung. „In der Schneller-Schule sollen die Kinder erfahren, dass sie willkommen sind, dass man sich um sie sorgt und dass man an sie glaubt.“

Iman, elf Jahre, *(alle Namen der Kinder im Artikel wurden geändert, Anm.d.Verf.)*, kommt aus intakten, aber sehr armen Verhältnissen. Ihre Familie wohnt in einem kleinen Häuschen irgendwo in den weiten Feldern der Bekaa-Ebene. Die acht Personen leben in zwei Zimmern. Ein Bad sucht man vergebens. Auch Tisch

und Stühle fehlen. An den Wänden der beiden Zimmer reihen sich Matratzen und Sofas. Nur eines der beiden Zimmer wird von einem Ölofen beheizt. Hier findet sich nach Sonnenuntergang die ganze Familie ein. Iman sitzt neben ihrer Mutter, schmiegt sich an sie. Ob sie gerne zu Hause sei. Iman zögert. Sie mag ihre Mutter, aber sie ist auch gerne an der Schneller-Schule. Die Mutter freut sich, dass Iman auf diese Schule geht. Weder sie noch ihr Mann könnten Iman bei den Schulaufgaben helfen. „Ich wünsche mir, dass meine Kinder einmal nicht so arbeiten müssen wie wir“, sagt die Mutter. Dass es eine christliche Einrichtung ist, störe sie nicht. Ihre beiden erwachsenen Söhne seien früher ja selbst auf der Schneller-Schule gewesen und seien nach wie vor gute Muslime.

„Damit sie in Ehren ihr Brot essen“

Vor 150 Jahren legte Johann Ludwig Schneller in Jerusalem den Grundstein für diese Arbeit. Der schwäbische Lehrer war zusammen mit seiner Frau nach Palästina gekommen, um dort Missionsarbeit zu leisten. Als 1860 im heutigen Libanon blutige Unruhen zwischen Christen und Drusen ausbrachen, machte sich Schneller auf den Weg dorthin und holte neun Waisenkinder zu sich nach Jerusalem – der Beginn des Syrischen Waisenhauses. Bereits ein Jahr später lebten mehr als 40 Kinder in Schnellers Obhut. Die Einrichtung sollte in den kommenden Jahrzehnten zur größten diakonischen Einrichtung in der Region werden. Zeitweise betreute das Syrische Waisenhaus mehr als 400 Kinder.



Das Bild des Anstaltsgeländes um 1910 aus der Vogelperspektive zeigt, wie groß das Gelände des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem war.

Vom reinen Missionsgedanken verabschiedete Schneller sich bald. Er spürte, dass die muslimischen Familien ihm die Waisenkinder aus der Verwandtschaft nicht anvertraut hätten, wenn sie Gefahr gelaufen wären, vom Glauben abzufallen. Doch Schneller ging es in erster Linie darum, Waisenkindern eine Zukunftsperspektive zu geben. Von Anfang an setzte er sich dafür ein, dass die Kinder nach einer guten Schulausbildung einen Beruf lernen und somit dem Teufelskreis der Armut entrinnen konnten. „Damit sie in Ehren ihr Brot essen“, war sein Motto. Das Syrische Waisenhaus entwickelte sich im Laufe der Zeit zur größten Berufsschule der Region. In den modernen Werkstätten der Einrichtung wurden Schreiner, Schlosser, Töpfer, Schneider, Schuster und Drucker ausgebildet.

Die Rolle der Schnellers während der NSDAP-Herrschaft war ambivalent. Während Familienmitglieder in Palästina leitende Funktionen innerhalb der Jerusalemer NSDAP-Ortsgruppe innehatten, engagierte sich der Leiter der Heimatarbeit in Deutschland, Ludwig Schneller, in der Bekennenden Kirche. Er wurde von der Gestapo überwacht. 1939, nach Ausbruch des Krieges, wurde das Syrische Waisenhaus von der britischen Mandatsmacht in Palästina geschlossen und mit der Gründung des Staates Israel 1948 enteignet.

Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg

Im Libanon und in Jordanien ging die Schneller-Arbeit aber weiter. Mit der geringen Entschädigungssumme (etwa zehn Prozent des eigentlichen Wertes der Immobilien in Palästina) bauten ehemalige Mitarbeitende um Hermann und Ernst Schneller, beide Enkel von Johann Ludwig Schneller, 1952 im Libanon die Johann-Ludwig-Schneller-Schule und 1959 in Amman die Theodor-Schneller-Schule auf. Im dortigen Internat leben heute rund 130 Jungen und Mädchen.

Die drei Brüder Mustafa (14), Hamid (12) und Rami (10) gehören schon lange dazu. Ihren Vater haben sie seit sechs Jahren nicht mehr gesehen. „Er will von ihnen nichts mehr wissen“, sagt Umm Mustafa, die Mutter der Kinder. Sie hat sich vor sechs Jahren scheiden lassen – für jordanische Verhältnisse sehr ungewöhnlich. Normalerweise verstößt der Mann seine Frau und nicht umgekehrt. Umm Mustafa hatte aber ihre Gründe und die wurden – wenigstens vor Gericht – anerkannt. Nicht aber von der Gesellschaft. Die 36-Jährige muss mit dem Ruf leben, eine Hure zu sein. Und schuld daran ist ihr Mann. Die Frau mit den feinen Gesichtszügen zeigt die Narben, die ihr Mann ihr zugefügt hat. Bei



Drei Jungen an der Theodor-Schneller-Schule in Amman.

den vielen Streitereien sei es immer um Geld gegangen. „Er war spielsüchtig“, sagt sie. Als er seine Spielschulden nicht mehr zahlen konnte, habe er seine Frau als „Gegenleistung“ angeboten. Sie habe sich gegen ihren Mann und dessen Spielkumpanen gewehrt und verbarrikadiert, vergeblich. Die Kinder hatten alles mitbekommen. Später habe der Vater seine Frau in aller Öffentlichkeit als Hure beschimpft.

Für Mustafa, Hamid und Rami ist es existenziell, an der Schneller-Schule zu leben. Nicht nur, weil sie dort täglich ausreichend und gut zu essen bekommen. In den Wohngruppen haben sie einen strukturierten Alltag und erfahren, dass sie unabhängig von ihrer Herkunft angenommen sind. Sie haben die gleichen Rechte und Pflichten wie alle anderen Jungen. Jeder hat seinen Platz am Tisch, sein Bett, seine Schrankfächer. Jeder muss beim Putzen, Tischdecken und Spülen mithelfen. Und auf jeden haben die Erzieherinnen und Erzieher ein wachsames Auge. „Wir tun alles, damit jedes Kind, egal welche Probleme es mitbringt, eine Zukunft hat und später in Würde leben kann“, sagt Musa Al-Munaizel, der pädagogische Berater der Schneller-Schulen. „Kein Kind darf verloren gehen.“

Die meisten Kinder, die aus derart desolaten Verhältnissen kommen, brauchen professionelle Hilfe, um mit dem eigenen Leben klarzukommen. Mustafa, Hamid und Rami sind verhaltensauffällig. Der Älteste ist extrem verschlossen, Hamid neigt zu Aggressionen und der Jüngste, Rami, hat Mühe, sich auf etwas zu konzentrieren. Gerade für solche Kinder hat die Schneller-Schule eine Schulpsychologin angestellt. Spielerisch, beim Basteln oder in Gesprächen versucht sie, zu den schmerzhaften Punkten in den Seelen der Kinder vorzustoßen und sie mit ihnen zu bearbeiten. Die drei Jungen lernen bei ihr, über ihre Gefühle zu sprechen, auch über die Gefühle, die sie ihrer Mutter gegenüber haben. Sie wissen nur zu gut, was über sie geredet wird.

Der Umgang mit seelischen Problemen ist das eine. Kinder aus schwierigen familiären Verhältnissen haben aber oft auch in der Schule Schwierigkeiten. An der Schneller-Schule wurde deswegen extra ein Lehrer eingestellt, der lernschwachen Schülern Nachhilfe gibt. Und die Volontäre aus Deutschland, die ein freiwilliges soziales Jahr an der Schule machen, helfen bei den Hausaufgaben oder lernen mit den Kindern und Jugendlichen in Fächern wie Englisch oder Mathematik. Der Abschluss nach der zehnten Klasse ist wichtig. Er ist die Zulassung für eine anschließende Handwerksausbildung.

Welchen Weg Mustafa, Hamid und Rami einmal einschlagen werden, ist noch nicht klar. Vielleicht folgen sie dem Beispiel der vielen ehemaligen Schneller-Schüler, die auch aus sehr schwierigen Verhältnissen kamen und heute ihr Brot als Schreiner, Schlosser oder Kfz-Mechaniker verdienen oder in anderen Branchen ihr Auskommen gefunden haben. Sie sind heute geachtete Mitglieder der jordanischen Gesellschaft.

Katja Dorothea Buck ist Religionswissenschaftlerin und Journalistin. Sie ist Redakteurin des „Schneller Magazin“, das vom Evangelischen Verein für die Schneller-Schulen (EVS) herausgegeben wird.

Dem Frieden verpflichtet

Evangelische Schulen in Palästina und Ägypten

Die zahlenmäßig kleinen Kirchen des Mittleren Ostens engagieren sich in ganz erstaunlichem Maß im Bildungs- und Erziehungswesen. Das hat eine lange Tradition, denn die Anfänge gehen zurück auf die Mission im 19. Jahrhundert. Aber bei der Pflege der Vergangenheit ist man nicht stehen geblieben. Die evangelischen Schulen stellen sich den aktuellen Herausforderungen.

Gemeinde- und Schularbeit stehen seit den Anfängen protestantischer Missionstätigkeit in enger Verbindung. Dies hatte durchaus einen praktischen Hintergrund, der durch das religiöse, politische und soziale Umfeld in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegeben war: Offen durfte innerhalb des Osmanischen Reiches keine Mission betrieben werden. Die Versuche der Judenmission in den Anfängen des preußisch-anglikanischen Bistums erwiesen sich als

Berliner Missionswerk



Das alte Tor der 1851 von Kaiserswerther Diakonissen gegründeten Schule Talitha Kumi in Jerusalem. Heute hat die Schule ihren Sitz in Beit Jala.

wenig aussichtsreiches Unterfangen. Die von Bischof Gobat in Jerusalem und von Pfarrer Müller, dem ersten Missionar des Jerusalemvereins in Bethlehem, eröffneten Schulen nahmen sowohl christliche, d.h. griechisch orthodoxe, wie auch muslimische Kinder auf. Das trifft sowohl auf die 1851 in Jerusalem gegründete Schule Talitha Kumi als auch auf das Syrische Waisenhaus zu. Man mag es als einen indirekten Missionserfolg ansehen, dass aus der Bildungsarbeit der deutschen Institutionen der Grundstock für eine spätere eigenständige arabisch-evangelische Kirche hervorging. Viele der Absolventen der Schulen traten mit ihrer Konfirmation aus ihrer bisherigen Konfession zur Evangelischen Kirche über. Die Anfänge der heutigen Gemeinden liegen in der Schularbeit, die nicht nur den Bildungsstand der arabischen Bevölkerung beträchtlich hob, sondern auch erstmals Mädchen den Zugang zu Bildung und Berufen und ein höheres soziales Ansehen ermöglichte.

Heute verfügt die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien und im Heiligen Land über ein Schulwerk, das im Verhältnis zur geringen Zahl der Gemeindeglieder im Lande (ungefähr 1.500) mit jährlich rund 2.500 Schülern/innen einen wichtigen bildungspolitischen Einfluss auf die palästinensische Gesellschaft ausübt. Darüber hinaus leisten das Jungeninternat in Beit Jala und das Mädcheninternat in Talitha Kumi einen bedeutenden sozialdiakonischen Beitrag. Heute lernen an vier Schulen Kinder und Jugendliche vom Kindergarten bis zum Abitur was es bedeutet, als christliche Minderheit, als verantwortliche Bürger der palästinensischen Zivilgesellschaft und mit der Bereitschaft zur Toleranz und Verständigung mit politisch und religiös anders Denkenden zu leben. In den evangelischen Schulen in Bethlehem, Beit Sahour und in Ramallah und in der mit 920 Schülerinnen und Schülern größten evangelischen Schule Talitha Kumi werden junge Menschen im Geiste der Botschaft der Versöhnung und des Friedens erzogen. Die vier evangelischen Schulen arbeiten nach einem abgestimmten Schulentwicklungsplan.

Die Dar al Kalima-Schule in Bethlehem geht auf eine Gründung in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zurück, wurde aber im Jahre 2001 außerhalb des Zentrums von Bethlehem als Teil des Dar al Nadwa-Bildungszentrums neu eröffnet. Dazu gehören weiterhin ein Wellness-Zentrum und eine kunst- und tourismusorientierte Fachhochschule sowie ein biblischer Garten. Die Schule fördert besonders künstlerische und musische Begabungen der Schüler und Schülerinnen.

Die evangelische Schule in Beit Sahour besteht seit 1901. Sie wurde wie alle anderen lutherischen Schulen als Teil deutscher Missionstätigkeit im Heiligen



Absolventen der Hotelfachschule in Talitha Kumi nutzten im August 2011 ein Praktikum im Hotel Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Berlin zur Fortbildung

Land gegründet. Träger dieser Arbeit war der Jerusalemsverein in Berlin. Sie führt wie die anderen lutherischen Schulen vom Kindergarten bis zum Abitur und bietet den palästinensischen Schulabschluss, das Tawjihi, im geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Bereich an. Computer- und Informatik-Ausbildung findet an allen Schulen statt. Der Deutschunterricht als zweite Fremdsprache ist an allen lutherischen Schulen fester Bestandteil des Unterrichtsangebotes. Ziel ist das Deutsche Sprachdiplom DSD I und II, das zugleich den Zugang zu einer Hochschule oder Universität in Deutschland ermöglicht. Die evangelische Schule in Beit Sahour bietet eine berufsorientierte Ausbildung in Kunsthandwerk und Keramikverarbeitung an.

Die Schule der Hoffnung in Ramallah wurde 1966 durch Pastor Bassim Nijim gegründet. 2011 wurde der Grundstein für ein neues Schulgebäude, gesponsert von der EU, gelegt, das zum Schuljahresbeginn 2011/2012 seine Pforten öffnen soll. Als zusätzliche Einkommensquelle werden hier nachmittags und abends Kurse für Informatik und Computertechnologie angeboten.

In Talitha Kumi wurde 1997 mit Hilfe der Otto-Benecke-Stiftung eine Hotelfachschule eröffnet, an der in einem zweijährigen Kurs Berufe im Hotelwesen er-

lernt werden können. Seit 2010 besteht ein Kooperationsvertrag mit der HOSPES GmbH, des Hotels Dietrich-Bonhoeffer-Haus und der Evangelischen Bildungsstätte in Berlin-Schwanenwerder. Im Rahmen dieser Zusammenarbeit werden Auszubildende aus Berlin und aus Talitha Kumi in den Partnereinrichtungen Berufspraktika absolvieren.

Das Konzept der berufsorientierenden Ausbildung geht auf das in den 1980er Jahren von den evangelischen Schulen entwickelte Programm „Education for Awareness and Involvement“ zurück. Anliegen dieses Programms ist es, den Schülern und Schülerinnen neben dem Tawjihi auch eine praktische Berufsausbildung zu ermöglichen, um der Abwanderung durch das Angebot von Berufsperspektiven entgegenzuwirken.

Als christliche Privatschulen müssen sich die lutherischen Schulen selbst tragen. Die Kosten für einen Schulplatz liegen je nach Region zwischen 1.000 und 1.500 Euro pro Jahr. Um den Schulplatz zu finanzieren, d.h. die Lehrergehälter zu bezahlen, erhält die Schule neben Schulgeld, das die Eltern zahlen, Zuwendungen der Übersee-Partner der Evangelischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land sowie aus verschiedenen Patenschaftsprogrammen der schwedischen und finnischen Partner und von Seiten des Berliner Missionswerkes.

Talitha Kumi

Als ein besonders herausragendes Beispiel für die Bildung als Schlüssel zur Entwicklung eines Landes gilt die traditionsreiche Schule Talitha Kumi, die 2011 das 160. Jubiläum ihres Bestehens feierte. 1851 von Kaiserswerther Diakonissen in Jerusalem gegründet und seit 1975 in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes, ist es heute ein modernes Schulzentrum am Ortsrand von Beit Jala. Vom Kindergarten bis zum Abitur und darüber hinaus in einer Hotelfachschule werden junge Menschen im Geiste des Evangeliums, des Respekts voreinander und in der Achtung des anders Glaubenden erzogen. Zum Schulzentrum gehören ein Mädcheninternat, ein Gästehaus, die bereits erwähnte Hotelfachschule und ein Umweltzentrum.

In besonderer Weise ist Talitha Kumi der Koedukation und der Mädchenförderung verpflichtet. Dies kommt bereits im Namen der Schule Talitha Kumi – „Mädchen, ich sage Dir, stehe auf“ (Markus 5,41) – zum Ausdruck. Seit ihrer Gründung hat sich die Schule zu Ziel gesetzt, jungen Frauen durch eine umfassende Ausbildung Chancen für ein selbstbestimmtes Leben zu geben. Im Inter-

nat finden Mädchen aus schwierigen sozialen Verhältnissen liebevolle Aufnahme und werden dort individuell gefördert und therapeutisch begleitet.

Seit Beginn des Schuljahres 2009/2010 gehört Talitha Kumi zum Netzwerk der deutschen Auslandsschulen. Die Schule bietet neben dem deutschen Sprachdiplom DSD I und II „auch das „Internationale Abitur“(DIAP) als Schulabschlussprüfung an. Diese Qualifikation eröffnet den Schülern und Schülerinnen den Zugang zu Universitäten im Ausland. Die meisten Schüler und Schülerinnen legen jedoch nach wie vor das Tawjihi, die landesweit palästinensische Zentralprüfung im Bereich Arts oder Science, ab. Neben Englisch als erster Fremdsprache gewinnt Deutsch als zweite Fremdsprache an allen lutherischen Schulen immer mehr an Bedeutung.

Ein besonderes Anliegen ist auch die interreligiöse Erziehung. 30 Prozent der Schüler und Schülerinnen kommen aus muslimischen, 70 Prozent aus christlichen Familien. Neben der täglichen Morgenandacht gibt es auch ein gemeinsames, von einer christlichen und einem muslimischen Religionslehrer verantwortetes, Unterrichtsfach Religion in Klasse 11 und ein interreligiöses Projekt „Die Religion des/der anderen kennen lernen“, das von der Universität Bethlehem wissenschaftlich begleitet wird.

Dazu schreibt der derzeitige Schulleiter Rolf Lindemann „Unser Bildungsauftrag beinhaltet alle Aspekte der Persönlichkeitsentwicklung: geistig, körperlich und emotional. Mit dieser integralen Bildung möchten wir die Schüler und Schülerinnen dazu ermutigen, Verantwortung zu übernehmen für Aktivitäten in und außerhalb der Schule. Wir wollen sie gut vorbereiten auf ihr berufliches Leben und wünschen, dass sie kreativ die Zukunft der palästinensischen Gesellschaft mit gestalten.“ Deshalb nimmt Talitha Kumi Jungen und Mädchen ohne Ansehen des religiösen oder sozialen Hintergrundes auf und ermöglicht durch das Mädchen- und das Jungeninternat der Kirchengemeinde Beit Jala den Schulbesuch besonders bedürftiger Kinder und Jugendlicher. In den letzten Jahren wurden große Anstrengungen unternommen, behinderte Kinder zu integrieren. Dafür wurden auch Baumaßnahmen ausgeführt, die es Rollstuhlfahrern ermöglichen, sich allein im Schulgebäude zu bewegen.

Durch außerschulische Aktivitäten fördert die Schule neben dem Unterricht auch künstlerische, musische und sportliche Talente der Schüler und Schülerinnen und bietet darüber hinaus sinnvolle Freizeitgestaltung an. Dazu gehören die musikalische Früherziehung mit Unterricht für Klavier, Streich- und Blas-



Berliner Missionswerk

An der Kletterwand in Talitha Kumi sollen die Schülerinnen und Schüler Selbstvertrauen und Zusammenarbeit lernen.

instrumente. Der Schulchor mit über 30 Schülern und Schülerinnen weiß nicht nur das Kirchentagspublikum in Deutschland zu begeistern, sondern tritt auch gern bei Schulfesten oder anderen Anlässen auf. Außerdem gibt es Theaterworkshops, Malkurse und eine Pfadfindergruppe. Ein besonderes sportliches Angebot neben populären Ballspielarten wird durch eine Kletterwand ermöglicht. Hier finden die Kinder und Jugendlichen Ausgleich zu der eingeschränkten Bewegungsfreiheit – eine Folge der totalen Abriegelung des Westjordanlandes.

Besonderen Wert legt die Schule auf die Erziehung zur Demokratie. Die demokratische Schulverfassung, die Schüler-, Eltern- und Lehrervertretung wurde im letzten Jahr durch eine Schulkonferenz erweitert, in der ein alle Gruppen umfassender Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess stattfindet. Die demokratisch gewählte Schülervvertretung hat sich zu einem Sprachrohr für die Belange der gesamten Schülerschaft entwickelt und wird von der Schulleitung, der Lehrerschaft und der Elternschaft gleichermaßen geachtet und respektiert.

Leider ist der Kontakt zur israelischen Partnerschule seit dem Ausbruch der zweiten Intifada abgebrochen. Dennoch begegnen sich im Gästehaus von Talitha Kumi regelmäßig israelische und palästinensische Gruppen zu Konferenzen und Seminaren. Vermittelt durch Dritte treffen sich Pfadfinder, Fußballspieler oder Chormitglieder mit israelischen Partnern im Ausland in der Hoffnung, dass diese kurzen Begegnungen wieder zu festen Verbindungen und regelmäßigen Kontakten zwischen beiden Seiten führen.

Christliche Schulen in Ägypten

Seit vielen Jahren arbeitet man in Ägypten daran, die tief greifende Krise des gesamten Bildungssystems zu überwinden, die durch stupides Auswendiglernen, schlecht ausgebildete und gering bezahlte Lehrkräfte und überfüllte Klassen gekennzeichnet ist. Die Schulen der Presbyterianischen Kirche/ Synod of the Nile, die seit 1975 eine Partnerschaft zur Evangelischen Kirche in Berlin Brandenburg-Schlesische Oberlausitz unterhält, beteiligen sich seit vielen Jahren an einem groß angelegten Reformprogramm.

Im Zentrum dieser Bemühungen steht die Weiterbildung. Dabei spielt das „New Ramses College“ in Kairo eine Vorreiterrolle bei der Qualifizierung von Lehrkräften und damit verbunden auch der Hebung ihres gesellschaftlichen Ansehens. Dies wird gerade in dem begonnenen Demokratisierungsprozess in Ägypten langfristige Auswirkungen haben und über die Akzeptanz der christlichen Minderheit mitentscheiden. Wie überall in Mittleren Osten zählt auch in Ägypten der Lehrerberuf zu den schlecht bezahlten und meist von Frauen ausgeübten Berufen mit einem geringen Sozialprestige.

Die Nilsynode unterhält zurzeit zwanzig Schulen in ganz Ägypten, die vom Kindergarten bis zum Abitur eine Schulausbildung anbieten. Dazu kommt noch eine Spezialschule für behinderte Mädchen und eine Berufsschule für Sekretärinnen. Über 25.000 junge Menschen aus allen sozialen Schichten werden gegenwärtig in den Schulen unterrichtet. Fast alle Schulen gehen auf Gründungen Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts durch amerikanische und schottische Missionen der Vereinigten presbyterianischen Kirche und niederländischen Missionsgesellschaften zurück.

Schon vor der Übergabe dieser Schulen in die Verantwortung der Koptisch-Evangelischen Kirche zu Beginn der 60er Jahre spielten diese eine wichtige Rolle bei der Einführung neuer Lehrmethoden und Inhalte. Bis heute fühlen sich die Schulen dem Auftrag verpflichtet, den christlichen Glauben durch die Schularbeit in die Gesellschaft zu tragen und ihr darin in Taten, nicht nur in Worten zu dienen. Dies schließt auch die Verständigung zwischen Christen und Muslimen und die Ausprägung der eigenen Identität ein.

Die Schulen der Nilsynode arbeiten zusammen mit Schulexperten der anderen christlichen Kirchen an einem nationalen Lehrplan für den Religionsunterricht, der in Ägypten Pflichtfach ist. Christen und Muslime erhalten, wie auch überall im Mittleren Osten, Unterricht getrennt nach der Religionszugehörigkeit. 2011

hat die Koptisch-Evangelische Kirche einen Lehrplan für religiöse Erziehung im Kindergarten und in der Grundschule vorgelegt, der in den allgemeinen Lehrplan für den christlichen Religionsunterricht aufgenommen wurde.

Die evangelischen Schulen verstehen sich selbst als Pilotschulen der Lehrerbildung, verbesserter Schulpläne und Lehrmethoden. Das New Ramses College will die Schülerinnen und Schüler an die technologischen Errungenschaften des Medienzeitalters heranführen, aber auch ihre christliche Identität stärken und ihnen die ägyptische Kultur und Geschichte als Teil des nationalen Selbstverständnisses vermitteln. Angesichts der aktuellen politischen Umbrüche sind Ziele ebenso bedeutsam wie die Anleitung zum kritischen und selbständigen Denken, Demokratisierung und Erziehung zur Toleranz durch innerschulische Demokratie auf Schüler- und Lehrerebene und der aktiven Teilnahme der Eltern am Schulleben. Als Pilotschule unter den evangelischen Schulen versteht sich das New Ramses College als ein Zentrum der Lehrer-Weiterbildung für den gesamten Mittleren Osten. Leider werden diese Angebote der Zusammenarbeit von Schulleitern und Lehrenden der im Mittelöstlichen Kirchenrat zusammenarbeitenden Kirchen noch viel zu wenig genutzt.

Mit der in allen mittelöstlichen Ländern zu beobachtenden Emigrationswelle von Christen wird es zur Überlebensfrage der christlichen Minderheit werden, mit einem länderübergreifenden Angebot christlicher Privatschulen die Identität und damit auch die Heimatverwurzelung zukünftiger Generationen zu stärken. Sie alle stehen vor den gleichen Herausforderungen: ein allgemein niedriges Bildungsniveau, überholte Lehrmethoden, unzureichende schulische Infrastruktur, schlecht ausgebildetes und unterbezahltes Lehrpersonal und die anhaltende Abwanderung hoch gebildeter Christen. Über all den Bemühungen evangelischer Schularbeit im Mittleren Osten steht als Verheißung und Anspruch der Martin Luther zugeschriebene Satz: „Und wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heut noch einen Apfelbaum pflanzen.“

Pfarrerin Dr. Almut Nothnagle war von 1997 bis 2012 Nahostreferentin des Berliner Missionswerks und Geschäftsführerin des Jerusalemvereins.

Der Sternberg bei Ramallah

Ein Förderzentrum für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen

Der Sternberg liegt 25 Kilometer nördlich von Jerusalem an der Straße von Ramallah nach Bir Zeit. Hier betreibt die weltweite Brüder-Unität ein Förderzentrum für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen, das „Star Mountain Rehabilitation Center“.

Auf dem weitläufigen Gelände befinden sich Landwirtschaftsflächen, technische Anlagen sowie viel lichter Wald. Im Zinzendorfhaus und im Haupthaus sind Wohnungen, Gästezimmer, die Verwaltung, der Wirtschaftsbereich, die Förderschule und der Kindergarten untergebracht. In einem separaten Gebäude hat das Berufsschulzentrum seinen Platz gefunden.

Die Förderschule wird an fünf Tagen in der Woche (Freitag und Sonntag sind Feiertage) von 30 bis 35 Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen besucht, die mit Kleinbussen und PKW zum Sternberg kommen. Die Behinderungen sind überwiegend geistiger Art; manche Schülerinnen und Schüler weisen zusätzlich noch körperliche Behinderungen auf. Auch Schwerstbehinderte und Kinder mit Autismus werden betreut und gefördert. In der Schule lernen die Kinder und Jugendlichen vor allem, ihren Alltag so selbstständig wie möglich zu bewältigen.

Herrnhuter Missionshilfe



Einzelbetreuung am Sternberg

Die Dorfarbeit ist der umfangreichste Arbeitszweig des Förderzentrums. Sie hat in den vergangenen Jahren die Internatsarbeit nach und nach abgelöst. Mit ihr werden etwa 200 Kinder und Jugendliche in mehr als zehn Dörfern in einem weiten Umkreis erreicht. Sie bietet den Betroffenen und ihren Familien Beratung, Betreuung, Behandlung und Unterstützung an. Zum Teil erfolgt die Dorfarbeit als Gemeinwesen bezogene Sozialarbeit zusammen mit lokalen palästinensischen Organisationen und Einrichtungen. Zum Teil werden die Kinder und Jugendlichen auch einzeln in ihrem häuslichen Umfeld aufgesucht und versorgt.



Die Arbeit in den umliegenden Dörfern unterstützt Kinder mit Behinderungen in ihren Familien und hilft den Eltern, mit den Beeinträchtigungen besser umzugehen.

Im beruflichen Förderzentrum werden 30 bis 35 junge Männer und Frauen mit landwirtschaftlichen und hauswirtschaftlichen sowie kunsthandwerklichen Arbeiten vertraut gemacht, die ihnen dabei helfen sollen, ihren Lebensunterhalt ein Stück weit selber zu verdienen. Schon mehrfach ist es gelungen, Jugendliche vom Sternberg in ein festes Beschäftigungsverhältnis zu übernehmen oder zu vermitteln. Die Jugendlichen im beruflichen Förderzentrum tragen mit ihrer Sorge für die Olivenbäume sowie die Thymianpflanzen dazu bei, dass der Fairen Handel der Herrnhuter Missionshilfe („Moravian Merchandise“) u. a. Olivenöl, Olivenseife sowie die Gewürzmischung Za´tar anbieten kann.

Ein kleiner Kindergarten mit 20 Plätzen, der ein integratives Konzept verfolgt und Kinder aus palästinensischen Familien mit Kindern aus fremdländischen Familien vereint, ist der Förderschule vorgeschaltet. Er existiert seit 2007, befindet sich in liebevoll eingerichteten Räumen des „Zinzendorf-Hauses“ und verfügt über ein Außenspielgelände.

Etwa 35 bis 40 palästinensische Mitarbeitende – etwa zur Hälfte Muslime, zur Hälfte Christen – sind für die Kinder und Jugendlichen mit Behinderungen von morgens bis nachmittags da. Die Leitung des Zentrums liegt in den Händen der palästinensischen Christin Ghada Naser-Zayed. Ihr steht ein Verwaltungsleiter zur Seite. Eine Person aus Europa, zurzeit Marianne van de Glind, hält Ver-

bindung zur lokalen Ökumene, zur weltweiten Brüder-Unität sowie zu partnerschaftlich verbundenen Organisationen.

Die Gesamtkosten für das Förderzentrum belaufen sich auf etwa 550.000 US-Dollar pro Jahr. Diese Summe wird etwa zur Hälfte von der weltweiten Brüder-Unität sowie den ihr verbundenen Organisationen aufgebracht (Herrnhuter Missionshilfe; Zeister Missionsgesellschaft; Mission 21; Moravian Church Foundation). Unterstützung kommt außerdem regelmäßig oder gelegentlich von der Diakonie Österreich, von Brot für die Welt und von der Christoffel-Blindenmission.

Die Geschichte

Die Herrnhuter Brüdergemeine wurde 1866 gebeten, bei der Aussätzigenarbeit in Jerusalem und Umgebung mitzuhelfen. Dafür brachte sie bereits Erfahrungen aus der Missionsarbeit in anderen Kontinenten mit. Diese Arbeit konnte bis 1948 in einem großen Krankenhaus in Jerusalem und ab 1959 auf dem Sternberg, der damals zu Jordanien gehörte, getan werden. 1979 kam die Arbeit mit Aussätzigen zum Erliegen, weil Lepra inzwischen medikamentös behandelbar war. Daraufhin beschloss die Brüder-Unität, die Gebäude und das Gelände auf dem Sternberg für eine Pionier-Arbeit mit Behinderten zu nutzen, um die sich in Palästina damals kaum jemand kümmerte.

Das Förderzentrum auf dem Sternberg möchte mit seinem Dienst an Kindern und Jugendlichen mit Behinderung, die zum großen Teil aus armen, muslimischen Familien stammen, ein Zeichen christlicher Nächstenliebe setzen – gerade in einer Region, die seit Jahrzehnten auf Gerechtigkeit und Frieden wartet. Auf dem Grundstein der Förderschule ist in arabischer Sprache das Wort Jesu (Matthäus 11, 28) eingemeißelt: „Kommt her zur mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Andreas Tasche leitet die Öffentlichkeitsarbeit der Herrnhuter Missionshilfe

Mehr Information:

www.starmountain.org

www.herrnhuter-missionshilfe.de

Kirche – Heimat in der Fremde

Auslandsgemeinden im Nahen und Mittleren Osten

Der Mittlere Osten ist seit Menschengedenken eine Durchzugsregion: Aus allen Himmelsrichtungen kamen Menschen unterschiedlicher Herkunft und ließen sich zwischen Nil und Zweistromland, in der Levante und dem „fruchtbaren Halbmond“ nieder. Zum einen integrierten sie sich, zum anderen behielten sie Eigenheiten bei und ergänzten so die Gesellschaft, die sie vorfanden. Diese Prozesse setzten sich bis in die Neuzeit fort und gelten selbst für die Gegenwart.

Menschen, die in die Länder des Nahen und Mittleren Ostens kommen, um dort auf Zeit oder dauerhaft zu leben, bringen auch ihren Glauben mit. Denn wer ein Gebet in der eigenen Sprache und in vertrauter Weise sprechen kann, fühlt sich auch in der Fremde ein wenig mehr zu Hause.

So sind in der Vergangenheit vielerorts in der Region Gemeinden gegründet und Kirchen gebaut worden, die nicht autochthon sind. Konfessionen tauchten auf, die ihre Wurzeln in anderen Weltteilen und Kulturen haben. Einziehende Nationalitäten wahrten hier einen Teil ihrer Identität. Ergebnis ist eine faszinierende Konfessionsvielfalt.

Viele kamen im Nachgang von Napoleons Ägypten-Feldzug: Das Osmanische Reich musste sich öffnen, das Heilige Land wandelte sich in der Perspektive des Westens von einer eher mystisch-spirituellen zu einer realen Größe, politische und wirtschaftliche, wissenschaftliche und missionarisch-diakonische Interessen führten Menschen aus Europa und Amerika in den Orient. Anglikanische Briten, katholische Franzosen, Italiener und Österreicher, evangelische wie katholische Deutsche, oftmals presbyterianische US-Amerikaner, orthodoxe Russen und einige weitere bauten ihre Dependancen auf.

So sind die meisten deutschsprachigen evangelischen Auslandsgemeinden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden: in Istanbul und Beirut, in Kairo und an verschiedenen Orten im Heiligen Land, zuvorderst in Jerusalem. Diplomaten und Beamte, Kaufleute und Handwerker, mancherorts

auch Siedler, Lehrer und Missionare fanden sich mit ihren Frauen und Familien zusammen. Vor allem Preußen und dann das Deutsche Reich förderten diese Gemeinden.

Kurzzeitexperten und Langzeiturlauber

Durch die beiden Weltkriege haben diese Gemeinden ihr Profil verändert. Die dauerhaft in den verschiedenen Ländern lebenden deutschen Gemeinschaften waren weitestgehend verschwunden. Die mit christlichen wie muslimischen Arabern (in Israel auch mit Juden) verheirateten deutschen Frauen prägten zu meist die weiter bestehenden Gemeinden.

Zugleich nahm die Aufenthaltsdauer von Geschäftsleuten und Institutionsvertretern – etwa dem Goethe-Institut, politischer Stiftungen und sozialer Einrichtungen – kontinuierlich ab: Ging man anfangs noch langfristig, ja oftmals für Jahrzehnte ins Ausland, liegt die Verweildauer heute kaum mehr bei mehr als drei Jahren, oft aber auch bei weniger als einem Jahr. Diese hohe Fluktuation ist eine große Herausforderung für die meisten Auslandsgemeinden: Die Gemeinden werden von diesen Deutschen kaum mehr wahrgenommen, die Bindungskraft und der Bindungswille nehmen ab.

Zu den deutschen Traditionsgemeinden kam in den 1960er Jahren die Gemeinde im Iran hinzu. Sie resultierte aus der sogenannten „Baustellen-Seelsorge“: Deutsche Baufirmen engagierten sich bei Großprojekten vielerorts im Land, zahlreiche Ingenieure und Techniker, aber auch Geschäftsleute hielten sich im Reich des Schah auf. Hinzu kamen auch hier die mit Iranern verheirateten deutschen Frauen. Aus den pastoralen Besuchsreisen erwuchs schließlich eine feste Gemeinde in Teheran, die bis heute – als letzte bestehende Auslandsgemeinde – mit eigener Kirche existiert.

Ein weiteres Motiv für das Entstehen deutscher Auslandsgemeinden ist der Tourismus. Neben den Millionen Kurzzeiturlaubern im östlichen Mittelmeerraum lassen sich an manchen Orten auch zahlreiche Langzeiturlauber nieder. Hier liegen – neben den nicht wenigen Mitarbeitenden deutscher Reedereien – die Wurzeln der Gemeinde auf Zypern. Auch in der Südtürkei entwickelt sich aus diesen „Residenten“ und „Semiresidenten“ eine Gemeinde. Aktuell zeichnet sich das Entstehen einer solchen Gemeinde in der Region am Roten Meer auf dem Sinai und rund um Hurghada ab. Aber auch an den traditionellen Gemeindestandorten, beispielsweise in Jerusalem und Istanbul, spielt der Tourismus eine

gewisse Rolle: als „Gemeinde auf Zeit“ werden Reisende und Gruppen vor allem in die sonntäglichen Gottesdienste einbezogen.

Auch andere suchen Heimat in der Fremde

Wie überall in der Welt wirken die auch deutschsprachigen Auslandsgemeinden im Nahen Osten von ihrem zentralen Standort aus in die Fläche. Die Istanbul Gemeinde versorgt die gesamte Türkei, die Kairenser ist für ganz Ägypten zuständig und besucht regelmäßig Assuan wie Alexandria. Von Beirut aus wird auch Syrien betreut. Der Pfarrer auf Zypern war viele Jahre auch für die Arabische Halbinsel mitverantwortlich. Und zur Jerusalemer Gemeinde gehört nicht nur auch der Gemeindebezirk Jordanien, sondern über viele Jahre wurde auch der Irak pastoral begleitet.

Auch im Nahen Osten verschieben sich Schwerpunkte. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Region um den Persischen bzw. Arabischen Golf enorm entwickelt. Die Zahl der in den Ländern um dieses Meer lebenden Deutschen hat deutlich zugenommen. 2008 hat sich in Dubai eine Gemeinde gegründet und auch die Gemeindegruppe in Qatar entwickelt sich.

Gerade aber an Orten wie Dubai wird deutlich, dass deutschsprachige evangelische Auslandsgemeinden in ihrem Dienst nicht allein sind. Besonders in den Golfstaaten wird augenfällig, dass es inzwischen zahlreiche Kirchengemeinden ostasiatischer und afrikanischer Herkunft im Nahen Osten gibt. Christliche Filipinos und Pakistani, Ägypter und Schwarzafrikaner, Inder und Malayen versuchen, ein Stück Heimat in der arabisch-muslimischen dominierten Umwelt zu finden. Sie feiern oft Tür an Tür mit Gemeinden aus Skandinavien, englischsprachigen Gemeinschaften und eben auch den Deutschen. Sie alle bringen dabei nicht nur ihre eigene Sprache ein, sondern auch eigene Gottesdienst- und Gemeindefraditionen. Und bei genauerem Hinsehen entdeckt man diese neuen Gemeinden dann auch in der Levante und bis hinauf in die Türkei.

Gerade diese Diagnose stellt aber auch eine Anfrage an die im Nahen Osten heimischen Kirchen dar. Wie bereit sind die autochthonen Kirchen, sich gegenüber neuen Gemeinden und Kirchen ökumenisch zu öffnen? Können die vielen und verschiedenen Auslandsgemeinden, die Gemeinden anderer Sprache und Herkunft, von den nahöstlichen Kirchen trotz ihrer Andersartigkeit als Ergänzung und Verstärkung angenommen und partnerschaftlich integriert werden? Können die traditionsreichen Kirchen, die oft Ausgrenzung, Verdrängung und

Proselytismus erlitten haben und gegenwärtig massiv erfahren, anerkennen, dass heute auch anders geprägte Christen in ihrer Heimat zu Hause sind? Und was können die Gemeinden, die heute in die Region kommen, um dort zu leben, tun, um bestehende Zurücksetzung, Ignoranz und Ablehnung zu überwinden, einen Platz inmitten der Kirchen zu finden und in die Christenheit der Region hineinzuwachsen?

Für die deutschen Auslandsgemeinden ist die Frage der Ein- und Anbindung und der Vernetzung auch wichtig, weil sie eine wichtige „Brücken“-Funktion erfüllen: Die Gemeinden tragen zur gegenseitigen Verständigung bei, vermitteln Themen und Fragestellungen, Wissen und Erfahrungen aus Deutschland in den Nahen Osten und ebenso von dort hinein nach Deutschland. Damit tragen sie dazu bei, dass Menschen in der Fremde Heimat finden.

Pfarrer Jens Nieper war bis 2012 als Oberkirchenrat im Kirchenamt der EKD
Referent für den Nahen und Mittleren Osten.

Messianische Juden in Israel

Als „messianische Juden“ bezeichnen sich heute in Israel und weltweit Juden, die an Jesus als den verheißenen Messias Israels, als Gottessohn und Erlöser der Welt glauben.

Messianische Juden sind – in der Regel als „gläubig“ gewordene Erwachsene – getauft, möchten aber ausdrücklich ihre jüdische Identität wahren und darum nicht einfach als „Christen“ bezeichnet werden und nicht einfach in der heidenchristlich dominierten „Kirche“ aufgehen; wohl aber lassen sie sich zusammen mit den Heidenchristen dem „Leib Christi“ (guf ha maschiach) zurechnen.

In Israel gibt es heute ca. 10.000 messianische Juden, die sich in mehr als hundert Gemeinden bzw. Hauskreisen versammeln und konfessionell überwiegend dem protestantischen bzw. evangelikalen Strom zuzuordnen sind. Abgesehen von einer nationalen Pastorenkonferenz kam es bisher nicht zu einem Zusammenschluss oder einer Dachorganisation. An Pfingsten findet jährlich in Jerusalem eine Art „Kirchentag“ statt, zu dem messianische Juden aus dem ganzen Land zusammenkommen. Gottesdienste sind normalerweise am Sabbat und werden in 60 Prozent der Gemeinden in Hebräisch, in etwa 35 Prozent in Russisch gehalten. Hinsichtlich der Gottesdienstform greift man auf Elemente kirchlicher Liturgien oder auch auf die Tradition der Synagoge zurück, überwiegend lässt man sich jedoch unmittelbar von der Bibel inspirieren. Ein umfangreiches eigenes Liedgut ist entstanden. Das Abendmahl wird mit denselben Unterschieden wie in den Reformationskirchen und den evangelikalen Kirchen gefeiert. Die Christologie und die Trinitätslehre haben im Bekenntnis der messianischen Juden einen besonders hohen Stellenwert. Alle Gemeinden haben Älteste, manche noch zusätzlich Diakone, und einen Leiter, der entscheidenden Einfluss auf die Gemeinschaft ausübt. Obwohl viele Gemeindeleiter keine formelle theologische Ausbildung haben, verfügen manche von ihnen über ein imponierendes theologisches Wissen. Versammlungsräume müssen in der Regel angemietet werden, was auf Grund von Aktionen antimissionarischer Gruppen nicht immer ganz einfach ist. Ein Teil der Gemeinden hat sich als „Stiftung“ registrieren lassen; dies ist für neue religiöse Gemeinschaften in Israel die einzige Möglichkeit, einen juristischen Status zu erlangen.

Messianische Juden betonen durchgehend, dass ihre jüdische Identität dadurch, dass sie den Juden Jesus als Israels Messias erkannten, gestärkt wurde. Sie lasen ihre männlichen Säuglinge beschneiden und leben wie ganz Israel nach

dem jüdischen (Fest-)Kalender, befolgen jedoch mehrheitlich nicht die rabbinischen oder alttestamentlichen Speisevorschriften. Die (heiden-)christlichen Feste werden nicht gefeiert. Wenn Juden zum Glauben an Jesus kommen, kann das allerdings immer noch den Bruch mit der Familie, Mobbing am Arbeitsplatz bis hin zur Entlassung und sonstige Bedrängnisse zur Folge haben.

Die messianische Bewegung wächst. Neben dem persönlichen Bezeugen des Evangeliums kommt es auch immer wieder zu organisierten evangelistischen Vorstößen, die in den israelischen Medien große Aufmerksamkeit erregen und von jüdisch-orthodoxer Seite heftig bekämpft werden. Die säkularen Medien berichten mittlerweile über die messianischen Juden in der Regel sachlich und neutral. Insgesamt zeichnet sich in der israelischen Gesellschaft die Tendenz ab, den messianischen Juden trotz ihres von orthodoxer Seite beklagten Verrats am Judentum die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk zuzugestehen. Die messianische Bewegung identifiziert sich mit der Urgemeinde von Jesusgläubigen Juden und nimmt für sich in Anspruch, die angemessene Fortsetzung des jüdischen Lebens nach dem Kommen des Messias zu sein. Die Gemeinden pflegen Beziehungen zu allen Kirchen und kirchlichen Werken, die offen für sie sind. Ihre Skepsis und Enttäuschung gilt jedoch den Kirchen, die die messianischen Juden auf dem Altar des christlich-jüdischen Dialogs opfern, und etwa auch Organisationen wie der „Christlichen Botschaft“ in Jerusalem, die so sehr um gute Beziehungen zu den israelischen Behörden besorgt ist, dass sie die messianische Bewegung bei offiziellen Begegnungen verschweigt.

Die messianische Bewegung wünscht Gemeinschaft mit nichtjüdischen Jesusgläubigen; manche Gemeinden in Israel praktizieren das ausdrücklich und leisten dadurch einen wichtigen Beitrag zur Versöhnung zwischen Juden und Palästinensern/Arabern. Zugleich möchten messianische Juden als eine von den Heidenchristen deutlich unterschiedene Gruppe respektiert werden. Die Rückkehr der messianischen Juden auf die Bühne fordert die Heidenchristen heraus, den uralten Antisemitismus, den es auch in der Kirche gab und soweit es ihn heute noch gibt, aufzugeben. Die Kirche wird näher an die neutestamentliche Wirklichkeit heran geführt und kann im Kontakt mit den messianischen Juden der Vergangenheit und Gegenwart eine Theologie entwickeln, die nicht in einen sektiererischen Abstand zu ihren jüdischen Wurzeln gerät.

Hartmut Renz ist Geschäftsführer beim Evangeliumsdienst für Israel, Leinfelden-Echterdingen. Der Text ist eine stark gekürzte Fassung eines Vortrags von Torkild Masvie, von 1993 bis 2002 Direktor des Caspari-Zentrums für biblische und jüdische Studien in Jerusalem, jetzt Pastor der Messiaskirchen-Gemeinde in Oslo und Bergen.

Evangelisch-orthodoxe Freundschaft

Ein Beispiel für die Zusammenarbeit mit Kirchen des Mittleren Ostens

Seit mehr als zwanzig Jahren pflegen die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck und das Rum-Orthodoxe Patriarchat von Antiochia eine ökumenische Partnerschaft. Dabei geht es nicht um finanzielle Unterstützung des mittelöstlichen Partners, sondern um den theologischen Austausch.

März 2011 in Damaskus: die Feier anlässlich des 20jährigen Bestehens der Freundschaft zwischen dem Rum-Orthodoxen Patriarchat von Antiochia und der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck verdeutlicht, wie offen, vertrauensvoll und mit welchen Erwartungen für die künftige Zusammenarbeit beider Kirchen die Zusammenarbeit erlebt wird. Für die evangelische Seite ermöglicht die Kirchenfreundschaft ein außergewöhnliches ökumenisches Lernen, die orthodoxe Seite erhofft sich eine Stabilisierung in unsicherer Zeit. Der „arabische Frühling“ und die damit verbundene Unsicherheit über die Zukunft, die anhaltende Abwanderung der Christen, ökonomische Belastungen und die Problematik irakischer Flüchtlinge, aber auch fundamentalistische Tendenzen im Islam und fortschreitende Rechtsunsicherheit stellen massiv die Fragen nach der Zukunft der Christen im Nahen Osten.

Die Griechisch-Orthodoxe Kirche von Antiochia und dem Nahen Osten, die als „Rum-Orthodoxe Kirche“ bezeichnet wird, ist vor allem in Syrien und dem Libanon beheimatet. Zu ihr gehören heute u.a. fünf Metropolen in Syrien und sechs im Libanon. Seit dem 19. Jahrhundert ist das Arabische ihre Liturgiesprache, so dass sie sich seitdem als arabische Kirche versteht. Der byzantinischen Tradition zugehörig, versteht sich die Kirche von Antiochia nicht als Nationalkirche sondern als Teil ihrer arabischen Umwelt. Das Patriarchat von Antiochia gehörte zu den Gründungsmitgliedern des 1948 gebildeten Ökumenischen Rates der Kirchen. Bei den in letzter Zeit wiederholt aufgetretenen Spannungen nimmt sie eine vermittelnde Stellung ein. Ökumenisch stark ist sie auch im „Middle East Council of Churches“ engagiert.

Diese anhaltende ökumenische Offenheit kommt der Kirchenfreundschaft zugute. Schon bei der Jubiläumstagung in der Akademie Hofgeismar im Sep-

tember 2009 zeigte sich, wie substantiell das innerkonfessionelle wie auch interkonfessionelle Gespräch inzwischen gediehen ist. Kirchenleitend gewollt und entsprechend gefördert, haben sich Mitglieder beider Kirchen besucht und kennen gelernt, Priester, Pfarrerrinnen und Pfarrer pflegen das theologische Gespräch, Bischöfe und Patriarchen haben sich in unterschiedlichster Form für die Freundschaft eingesetzt.

Entstehungsgeschichte

Maßgeblichen Anteil am Zustandekommen der Freundschaft kommt auf kurhesischer Seite Pfarrern zu, die über viele Jahre die deutschsprachige Gemeinde Beirut betreut haben. Vor allem Pfarrer Georg Richter pflegte und intensivierte die Kontakte über seine Beirut Zeit hinaus, berichtete Interessierten in Gemeinden und Akademie über Geschichte und aktuelle Lage der Christen im Nahen Osten und suchte nach Möglichkeiten des Austausches und der Unterstützung. Kirchenleitende Hilfe in beiden Partnerkirchen ermöglichte es, bestehende Chancen zu nutzen und in ein vertiefendes ökumenisches Gespräch einzutreten. Brückenbauer auf orthodoxer Seite sind Stipendiaten, die an deutschen Universitäten promovierten und ihre Erfahrungen aktiv in die Freundschaftsarbeit einbringen.

Konsens bestand von Anfang an darin, diese Freundschaft nicht monetär auszurichten, vielmehr den theologischen Austausch in die Mitte zu stellen. Folgerichtig kommt den Kontakten zwischen der Akademie und dem Predigerseminar in Hofgeismar sowie dem theologischen Institut der Universität Balamand (Libanon) eine besondere Bedeutung zu. Gemeinsame Pastoralkollegs in Hofgeismar, Symposien an der Universität Balamand zu „Gottesdienst in evangelischer und orthodoxer Perspektive“ oder zu bioethischen Fragen sind Bestandteil der Freundschaftsarbeit.

Deutlich geworden ist dabei, wie stark das Interesse am theologischen Gespräch ist, aber auch wie groß bestehende Wissenslücken auf beiden Seiten über die jeweils anderen Positionen sind. Während orthodoxe Kirchen im Vorderen Orient evangelische Kirche eher unter den Bedingungen aggressiv missionierender evangelikaler Gemeinden amerikanischer Prägung erleben, bleiben diese in Deutschland Studierenden der Evangelischen Theologie weitgehend unbekannt. Ökumene wird vor allem als Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche erlebt.

Bildung durch Begegnung

Kontinuität in den Beziehungen durch regelmäßige Begegnungen – so lässt sich methodisch die Kirchenfreundschaft charakterisieren. Unter Einbeziehung der Akademie und des Predigerseminars auf kurhessischer und des theologischen Instituts der Universität Balamand auf orthodoxer Seite erfährt die Kirchenfreundschaft eine strukturelle Kontinuität.

Gefördert durch Verantwortliche im Patriarchat wie Landeskirchenamt, ergaben sich eine Reihe unterschiedlichster Begegnungen:

- ❑ 2009 besuchte eine Delegation des Patriarchats diakonische Alten- und Pflegeeinrichtungen, Kindertagesstätten und Behinderteneinrichtungen im Bereich der kurhessischen Kirche. Ziel war es, Anregungen für Aufbau und Weiterentwicklung diakonischer Arbeit in Syrien und dem Libanon zu sammeln.
- ❑ Engagierte Frauen aus Deutschland, Syrien und dem Libanon trafen sich zu einer gemeinsamen „Orthodox-Protestant Women Consultation“ in Damaskus. Ausgehend von „Fragen zur religiösen Erziehung“ ergaben sich Workshops zu Kindergottesdienst und Kindertagesstättenarbeit ebenso wie zu Erwachsenenarbeit, Diskussionen zu Gender-Fragen und persönliche Begegnungen, deren Wirkung weit über das eigentliche Treffen hinaus ging. Eine Wiederholung wird ausdrücklich von beiden Kirchen gewünscht.
- ❑ „Tandems“ aus Balamand, denen je ein Mitglied des Lehrkörpers und ein Studierender angehörten, besuchten für je drei Wochen Kurhessen-Waldeck. Sie nahmen am Ausbildungsprogramm der Vikare teil, lebten in Gemeinden und reflektierten den dortigen pfarramtlichen Dienst.
- ❑ Gemeinsame Pastorkollegs in Hofgeismar, an denen orthodoxe wie evangelische Theologen teilnahmen.
- ❑ Kurhessische Pfarrer unterrichteten in Balamand auf Einladung des dortigen Dekans. Dabei standen Fragen der Pastoraltheologie, Homiletik und Seelsorge im Mittelpunkt.
- ❑ 2009 veranstaltete Kurhessen-Waldeck und die Universität Balamand gemeinsam in Balamand eine Tagung zu bioethischen Fragen. Das in-terdis-

ziplinär ausgerichtete Programm orientierte sich an aktuellen medizinethischen, juristischen und theologischen Fragestellungen, die im Libanon wie auch in der orthodoxen Welt als Herausforderung erlebt werden.

Herausforderungen

Für die orthodoxen Partner bleibt die Frage nach der Zukunft der Christen im Nahen Osten die alles beherrschende Herausforderung. Die Partnerschaft mit Kurhessen-Waldeck verschafft ihnen, so hoffen sie, zusätzliche Stabilität. Beachtlich sind die sozialen und politischen Spannungen, mit denen sich die Rum-orthodoxe Kirche im Libanon und in Syrien konfrontiert sieht. Bedingt durch die migrationsbedingte Auflösung der traditionellen Familienverbände, eine zunehmende Landflucht, und die Verarmung der bisherigen Mittelschicht, aber auch die Folgen des Irak-Konflikts ergeben sich neue Arbeitsfelder. In ihren Staaten, in denen es kein annähernd mit Deutschland vergleichbares soziales Netz gibt, kommen auf die Kirchen große soziale und pädagogische Aufgaben zu.

Auf kurhessischer Seite gewinnt das Themenfeld „Islam“ an Bedeutung. Die Rum-Orthodoxe Kirche führt einen intensiven Dialog mit dem Islam, den sie als „Dialog des Lebens“ versteht. Der Dialog befasst sich vornehmlich mit politischen und gesellschaftlichen, in letzter Zeit verstärkt auch sozialpolitischen und ethischen Fragen.

Beide Kirchen pflegen ihre Freundschaft in ihrer Verantwortung, in der sie sich in der Nachfolge Christi sehen. „Es kann doch kein Zufall sein, dass Jesus zwölf Jünger berufen habe und nicht nur einen“, sagte Patriarch Ignatios IV. Hazim bei einer Begegnung. Die Achtung der Vielfalt der Bekenntnisse, vor allem aber der gemeinsame Weg in der Nachfolge Christi ist und bleibt Grundlage und Auftrag der Kirchenfreundschaft.

Dr. Martin Lückhoff ist Pfarrer in Langenselbold und Dekan des Kirchenkreises Hanau-Land. Er hat mit einer Arbeit über das gemeinsame Bistum Jerusalem der Anglikaner und Protestanten im Heiligen Land (1841-1886) promoviert.

Solidarität im Querschnitt

Die Verbindung des deutschen Protestantismus zu Israel und Palästina

Um so manches, was es in den evangelischen Kirchen bzw. der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gibt, werden wir seitens anderer Kirchen beneidet. Im Bereich der kirchlichen Nahostarbeit findet die EKD immer wieder wegen ihrer „Evangelischen Mittelost-Kommission“ (EMOK) Beachtung. Bei zahlreichen ökumenischen Anlässen zollen kirchliche Partner Anerkennung für das Bestehen dieses Gremiums, das es in vergleichbarer Weise in der Ökumene nicht zu geben scheint.

Die Besonderheit der EMOK – genau genommen ein gemeinsames Gremium von EKD und EMW – liegt darin, dass in ihr Vertreter der eher christlich-jüdischen und pro-israelischen Seite mit anderen, die sich eher auf der arabischen und palästinensischen Seite engagieren, zusammenwirken. Aufgabe der EMOK ist die Förderung der Arbeit untereinander, aber auch die Beratung der Leitungsgremien des EMW wie der EKD und ihrer Gliedkirchen und deren Zusammenschlüsse in Nahostfragen im weitesten Sinn. Die Kommission führt derzeit 35 Landeskirchen und Missionswerke, Fachstellen und Vereine zusammen, die sich im evangelischen Bereich für oder in der Nahostregion einsetzen. Das reicht von „Brot für die Welt“ bis zur Jesus-Bruderschaft, von der „Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag“ bis zum „Evangeliumsdienst für Israel“ und vom „Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit“ bis zur bayrischen Landeskirche.

Bei dieser disparaten Zusammensetzung mag es nicht wundern, dass die auseinander klaffenden Positionen zu diversen Themen die Arbeit der EMOK oft lähmten. Inzwischen haben aber alle vertretenen Richtungen zu einer konstruktiven Form der Beratungen gefunden. Wohl auch, weil sich die Lage im Nahen Osten und insbesondere in Israel/Palästina als zunehmend komplex erweist, bisheriges Lagerdenken eher Extremen auf beiden Seiten als einer Friedenslösung zuträgt und die verschiedenen Positionen in der EMOK im Dialog durchaus voneinander lernen. 2009 beschlossen alle Mitglieder der EMOK schließlich sogar ein gemeinsames Positionspapier zu Israel und Palästina (www.ekd.de/download/emok_israel_palaestina.pdf).

Die Spannungen fruchtbar machen

Spannungen und Unterschiede sind damit nicht aufgehoben. Fragen nach dem Verhältnis zum Judentum wie zum Islam, zur Mission wie zur Ökumene werden kontrovers diskutiert. Damit verbinden sich auch Fragen zur gesellschaftlichen und politischen Situation in der Nahostregion, die nachvollziehbar unterschiedlich bewertet werden.

Auch wenn sich die EMOK bemüht, zunehmend die Spannbreite der Nahostregion deutlicher wahrzunehmen – etwa die Lage der Christen im Irak und in Ägypten oder das Verhältnis der christlichen Gesellschaftsgruppen zu den politischen Umbrüchen –, bleibt das Heilige Land, vor allem also Israel und Palästina, im Fokus. Innerhalb des deutschen Protestantismus wird dabei eine theologische Spannung bearbeitet, die die ganze Ökumene betrifft – auch wenn diese nicht allen Kirchen bewusst ist bzw. von allen Kirchen angenommen wird: Einerseits ist die Kirche mit dem Judentum verbunden, und da das Land Israel (Eretz Yisrael) – in gewisser Weise auch der Staat Israel – für das jüdische Volk eine besondere, auch religiös konnotierte Rolle spielt, muss sich die Kirche auch zu dieser Dimension jüdischen Selbstverständnisses verhalten. Diese christlich-jüdische Beziehung kann nicht kontextuell eingegrenzt und allein den deutschen, mitteleuropäischen oder westlichen Kirchen zugewiesen werden. In der Lebenswirklichkeit wird diese Beziehung unterschiedlich in den Kirchen gestaltet werden können, ekklesiologisch ist sie jedoch konfessionell wie geografisch übergreifend zu bedenken: wenn auch in anderer Akzentsetzung geht sie Kirchen etwa in Afrika oder im Pazifik ebenso an wie die mitteleuropäischen oder diejenigen im Heiligen Land.

Diese interreligiöse Beziehung muss sich zu der andererseits bestehenden ökumenisch-innerkirchlichen Verbundenheit der Kirchen weltweit mit den Kirchen des Heiligen Landes verhalten. Im Heiligen Land existieren die Kirchen an den Orten, an denen Christus wirkte, an denen sich die Heilsgeschichte in der Welt und der Geschichte verwirklichte und an denen die Anfänge der Kirche zu verorten sind – in denen Kirche aber auch heute existiert und lebt. Die Präsenz von Kirchen in diesem Land ist daher nicht zufällig. Wie die Beziehung zum Judentum, so ist auch dieses Verhältnis der Kirche insgesamt vorgegeben und nicht gewählt – und damit nicht abzulehnen oder zu negieren. In unterschiedlicher Weise geht es um „Geschwisterlichkeit“.

Diese beiden Beziehungen verhalten sich nicht per se konflikthaft zueinander. Sie geraten aber durch die politische Situation im Nahen Osten in eine Gegen-

überstellung: (jüdische) Israelis und (auch christliche) Palästinenser streiten um das gleiche Land und erleben einander immer seltener als „Nachbarn“, sondern klischeehaft als „Besatzer“ oder „Terrorist“. In dieser Konstellation konkurrieren die beiden Seiten um die Unterstützung auch der Christen weltweit. Und in diesen Streit fließen auch religiös geprägte Argumente leider ein.

Die besondere Situation der evangelischen Kirchen in Deutschland

Gilt diese Konstellation für alle Kirchen, kommt für die evangelischen Kirchen in Deutschland eine zweite, historisch begründete Dimension hinzu, die in dieser Weise einzigartig ist. Zum einen besteht aufgrund der Shoa, die auch durch den kirchlichen, ja auch protestantischen Antijudaismus mitgenährt wurde, eine Verantwortung der Kirchen als Element der deutschen Gesellschaft gegenüber dem jüdischen Volk und dem Staat Israel. Daher tritt die EKD nachdrücklich für das Existenzrecht des Staates Israel ein.

Doch auch zu dieser Verbundenheit besteht ein „Gegenpol“: Aus der diakonischen und pädagogischen Arbeit der deutschen Protestanten im Palästina des 19. und 20. Jahrhunderts ist eine evangelische palästinensische Kirche hervorgegangen, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land (ELCJHL). Auch dieser Tochter- und Schwesterkirche gegenüber besteht eine Verantwortung und Bindung – und diese ist anders geformt als die anderer Partnerkirchen, die weit weniger geschichtlich eingebunden und mit der Genese der ELCJHL verbunden sind.

Und auch für diese zweifache Verantwortung gilt, dass diese selbst sich nicht gegenseitig ausschließen, aber aufgrund der politischen Lage in Israel/Palästina doch um Exklusivität buhlen. Die Protestanten in Deutschland befinden sich also in einem zweifachen „Loyalitätskonflikt“, wobei die theologische und die historische Dimension oft ineinander übergehen und mit politischen Komponenten verquickt werden. Leider gibt es daher auch im Rahmen der evangelischen Kirche sehr einseitige Positionierungen auf der einen wie auf der anderen Konfliktseite.

Als Ausweg aus diesem Dilemma gilt die „doppelte Solidarität“, also ein bewusstes Wahrnehmen der palästinensischen und der israelischen Konfliktseite zugleich. Die EKD verfolgt diese Politik und bemüht sich dabei, zwischen beiden Parteien zu vermitteln bzw. der einen Seite immer auch die Perspektive der anderen nahezubringen. Mir erscheint dabei der – gewiss etwas sperrige – Termi-

nus der „Querschnittssolidarität“ treffender, den das palästinensisch-lutherische Geschwisterpaar Viola und Mitri Raheb geprägt hat. Denn mehr als hundert Prozent Solidarität sind nicht möglich. Wenn aber Solidarität zu verteilen ist, sollte dies an diejenigen auf der israelischen und palästinensischen, auf der jüdischen wie christlichen (und auch muslimischen) Seite ergehen, die versöhnungswillig und gewaltlos agieren, die sich für Frieden einsetzen und konstruktive Beiträge einbringen. Christlich sind zwar Feindesliebe und Vergebung, dennoch zwingt dies nicht zu Solidarität zum Beispiel mit jüdischen Rassisten, palästinensischen Attentätern und den Extremisten auf beiden Seiten.

Nicht alle schätzen Kompromiss und Konsens

Dieser Zugang zu dem israelisch-palästinensischen Konflikt führt zu einer differenzierenden, zum Teil zurückhaltenden Positionierung. Vermittelnde Kompromiss- und Konsensformulierungen sind dabei zumeist das Ergebnis – diesen fehlt es oft an der von den Konfliktparteien und deren jeweiligen Unterstützern gewünschten Eindeutigkeit, Zuspitzung und auch parteiischen Einseitigkeit. Daher werden die EKD wie auch deren Gliedkirchen und die in deren Rahmen agierenden Werke und Vereine sowohl von den Palästinensern wie vom Staat Israel – trotz ihrer kontinuierlichen Aktivitäten und Förderungen – oftmals nicht wahrgenommen bzw. nicht öffentlichkeitswirksam gewürdigt. Beispielhaft ist dabei etwa die Ehrung von 26 evangelikal geprägten Organisationen am 22. November 2011 in der Knesset – keine der deutschen Landeskirchen oder denen zuzurechnenden Organisationen war dabei vertreten.

Insgesamt stützt sich der Staat Israel gerne auf die ihn klar und ausschließlich unterstützenden – in der Regel evangelikal geprägten – Kirchen und Bewegungen. Dies führt zu der schon absurd wirkenden Koalition mit den sogenannten „christlichen Zionisten“, die zwar radikal einen jüdischen Staat (oftmals in den Grenzen eines „Großisrael“ und inklusive einer Diskriminierung, wenn nicht gar Vertreibung der im Lande lebenden Araber) unterstützen, diesen aber nur als Zwischenphase in einem eschatologisch-apokalyptischen Szenario sehen, zu dem nicht selten ein „zweiter Holocaust“, immer jedoch eine Bekehrung des „Restjudentums“ zu Jesus Christus gehören. Damit sind aber das Judentum und der Staat Israel keine gleichwertigen Dialogpartner, sondern nur Instrumente für die Initiierung erhoffter endzeitlicher Abläufe. Vertreter der israelischen Botschaft in Berlin haben gegenüber der EMOK wiederholt bestätigt, dass dem israelischen Staat kurzfristig die massive Unterstützung durch solche Gruppierungen wichtiger erscheint als die kritische, abwägende und nicht ungeteilte

Solidarität der sogenannten „historischen“ Kirchen, zu denen auch die EKD und deren Gliedkirchen gehören.

Auch auf der palästinensischen Seite wird die Unterstützung seitens der deutschen Kirchen nicht selten hintenan gestellt. Beispielsweise in Zusammenhang mit dem sogenannten „Kairos Palästina“-Aufruf palästinensischer Christen – eigentlich „Die Stunde der Wahrheit“ betitelt: Kirchliche Kreise, die recht unkritisch den Aufruf unterstützen, ihn gar als „prophetisch“ einstufen, werden nachvollziehbar begrüßt. Die deutschen Kirchen werden u.a. aufgrund ihrer Berücksichtigung der Erkenntnisse aus dem jüdisch-christlichen Dialog als durch die deutsche Vergangenheit be- und gefangen eingestuft. Obwohl die deutschen Protestanten in zahlreichen, in der Regel wohlwollenden Stellungnahmen den Aufruf aufgegriffen haben – die EMOK hat sich u.a. geäußert (www.ekd.de/international/emok/71428.html) und diese Stellungnahme haben sich durch die Kirchenkonferenz alle Landeskirchen zu eigen gemacht –, werden sie in die Folgeprozesse durch die Palästinenser nur bedingt einbezogen: Innerhalb Deutschlands findet ein intensiver Diskussionsprozess unter Einbeziehung palästinensischer Partner statt, zu dem Prozess auf international-ökumenischer Ebene werden die deutschen Kirchen aber nur vereinzelt hinzugezogen und eingebunden.

Die evangelischen Kirchen in Deutschland verbinden in der Einstufung Israels und Palästinas theologische Zugänge mit völkerrechtlichen Kriterien. Insbesondere die Genfer Konventionen (vor allem Abkommen IV) sind dabei zu beachten. Diese Regelungen werden friedensethisch seitens der Kirchen gefasst. Entsprechend werden u.a. der Siedlungsbau, die Errichtung von Sperranlagen auf dem Territorium der besetzten Gebiete und der Import von in den Siedlungen produzierten Waren in die Europäische Union negativ bewertet.

Ein Instrument zur Beratung schwieriger Fragen

Die EKD hat sich dabei nicht auf ein konkretes Friedenslösungsmodell festgelegt, das von ihr massiv mitvertreten würde. Die EMOK hat hierzu in dem gemeinsamen Positionspapier „Israel – Palästina“ festgehalten: „Wie eine durch diplomatische Schritte erzielte Konfliktlösung aussehen kann (Zwei-Staaten-Modell, binationaler Staat oder eine sich noch nicht abzeichnende Alternative), bleibt primär den beiden Konfliktparteien überlassen. Eine Begleitung, Beratung und Unterstützung von außen erscheint aber notwendig und ist bisher auch von beiden Konfliktparteien erwünscht. Festzuhalten ist, dass eine Lösung

beiden Konfliktparteien auf Dauer ein Leben in Freiheit, Sicherheit und Frieden unter gerechten Bedingungen einräumen muss. Gegenwärtig sieht die EKD dies in einer Zwei-Staaten-Lösung am ehesten möglich.“

Die EMOK ist nicht das Instrument, um die Herausforderungen, die auch der deutschen evangelischen Kirche in Bezug auf das Heilige Land begegnen, zu überwinden und die Probleme zu lösen. Sie ist aber ein hilfreiches Instrument, die Beratungsprozesse konstruktiv zu gestalten und innerdeutsch, innerevangelisch und ökumenisch Dialog zu befördern. Und dies wiederum vermag hoffentlich ein kleiner Beitrag der Kirchen sein, der zu mehr Frieden und Gerechtigkeit im Heiligen Land führt.

Pfarrer Jens Nieper war bis 2012 Referent für den Nahen und Mittleren Osten im Kirchenamt der EKD.

Die Evangelische Mittelost-Kommission (EMOK)

Mitgliedsorganisationen und ihre Aktivitäten

Die EMOK setzt sich aus fast 30 kirchlichen Einrichtungen und Werken zusammen, die durch ihre Arbeit dem Nahen und Mittleren Osten besonders verbunden sind.

Die Zusammenkünfte der EMOK dienen vor allem der gegenseitigen Information über die Arbeit der Mitgliedsorganisationen in der Region sowie dem Austausch über Situation und Probleme der jeweiligen Partner im Nahen und Mittleren Osten. Die EMOK ist Partner des Middle East Council of Churches (MECC). Vorsitzender der EMOK ist Bischof i.R. Pfr. Dr. Johannes Friedrich.

Die Geschäftsführung wechselt im dreijährigen Abstand zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und dem Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW).

Folgende Landeskirchen sind in der EMOK repräsentiert:

Evangelische Landeskirche in Baden

vertreten durch
Kirchenrat Thomas Dermann
Evangelischer Oberkirchenrat
Abteilung Diakonie und Interreligiöses Gespräch
Blumenstraße 1-7, 76133 Karlsruhe
Tel.: (0721) 9175 - 510
Fax: (0721) 9175 - 560
E-Mail: thomas.dermann@ekiba.de
Web: www.ekiba.de/Referat 5

Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern

vertreten durch
Kirchenrat Thomas Prieto Peral
Meiserstraße 11-13, 80333 München
Tel.: (089) 5595-201
E-Mail: thomas.prietoperal@elkb.de

Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers

vertreten durch
Oberlandeskirchenrat Rainer Kiefer
Rote Reihe 6, 30169 Hannover
Tel.: (0511) 1241-0
E-Mail: rainer.kiefer@evlka.de

Evangelische Kirche in Hessen und Nassau

vertreten durch
Dr. Andreas Goetze (Wechsel im Juli 2012)
Berliner Straße 2, 63110 Rodgau
Tel.: (06106)3673
E-Mail: pfarramt@emmaus-juegesheim.de

Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland

vertreten durch

Pastorin Hanna Lehming

Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit

Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg

Tel.: (040) 881 81-224

Fax.: (040) 881 81-310

E-Mail: h.lehming@nordkirche-weltweit.de

Evangelische Kirche im Rheinland

vertreten durch

Dr. Volker Haarmann, Landespfarrer für christlich-jüdischen Dialog

Landeskirchenamt-

Abt. III „Ökumene, Mission, und Weltverantwortung“

Hans-Böckler-Str. 7, 40476 Düsseldorf

Tel.: (0211) 4562-672

Fax: (0211) 4562-561

E-Mail: volker.haarmann@ekir-lka.de

Evangelische Kirche von Westfalen

vertreten durch

Kirchenrat Gerhard Duncker

Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld

Tel.: (0521) 594-391

E-Mail: Gerhard.Duncker@lka.ekvw.de

Evangelische Landeskirche in Württemberg

vertreten durch

Pfarrer Heinrich Georg Rothe,

Islambeauftragter der ELK Württemberg

Jägerstr. 14-18, 70174 Stuttgart

Tel.: (0711) 2068-286

E-Mail: HeinrichGeorg.Rothe@ELK-WUE.DE

Mitgliedsorganisationen

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD)

Als Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen pflegt die EKD Beziehungen zu einer Reihe von Kirchen im Nahen und Mittleren Osten sowie zum Middle East Council of Churches. Außerdem gibt es in den meisten Ländern der Region deutschsprachige evangelische Gemeinden oder Gemeindegruppen, mit denen die EKD vertraglich verbunden ist. Die EKD unterstützt auch die Arbeit von Kirchen und Gemeinden in Deutschland, deren Glieder aus dem Nahen und Mittleren Osten stammen.

Vertreter des Rates der EKD in der EMOK ist Pfr. Dr. Johannes Friedrich.

Kontakt:

EKD, Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover

Tel. (0511) 2796-237

Fax (0511) 2796-717

Web: www.ekd.de

Evangelisches Missionswerk in Deutschland e.V. (EMW)

In der EMOK vertreten durch:

Dr. Owe Boersma,

Referent für Afrika und Mittleren Osten

Das EMW ist ein Dach- und Fachverband für 24 Mitgliedsorganisationen aus Missionswerken, ökumenischen Einrichtungen und missionarischen Initiativen der Ev. Landeskirchen und Freikirchen in Deutschland.

Das EMW ist einem ökumenischen Missionsverständnis verpflichtet und kooperiert mit Partnerorganisationen und nationalen Christenräten in allen Kontinenten vor allem auf dem Gebiet theologischer Ausbildung und christlicher Bildung. Die weltmissionarische Zusammenarbeit geschieht auch durch die Förderung von Bildungsvorhaben und in der Unterstützung regionaler Programme.

Das EMW koordiniert die bestehenden und neu entstehenden Verbindungen in Deutschland im Interesse der Partner in anderen Ländern durch Kommissionen sowie Arbeitskreise und stärkt deren Netzwerke.

Im Regionalreferat Afrika/Mittlerer Osten, das die Geschäftsführung der EMOK im Wechsel mit der EKD übernimmt, gilt die besondere Aufmerksamkeit dem Beitrag der Kirchen zum Dienst der Versöhnung inmitten von Spannungen und Konflikten und dem Verständigungsprozess in den vielschichtigen religiösen Auseinandersetzungen.

Kontakt:

Dr. Owe Boersma
Evangelisches Missionswerk (EMW)
Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg
Tel.: (040) 254 56-173
Fax: (040) 254 56-473
E-Mail: owe.boersma@emw-d.de
Web: www.emw-d.de

Partnerschaft Rum-Orthodoxe Kirche mit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

In der EMOK vertreten durch:
Dr. Martin Lückhoff

Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck und die Rum-Orthodoxe Kirche von

Antiochia haben 1992 freundschaftliche Beziehungen aufgenommen. Ein landeskirchlicher Ausschuss koordiniert und begleitet die Arbeit. Delegationen aus beiden Kirchen besuchen sich gegenseitig, Studienreisen von Gemeinden und kirchlichen Gruppen führten zu Kontakten und Gesprächen. Eine besondere Bedeutung kommt aktuell der Beziehung zwischen dem Predigerseminar Hofgeismar und der orthodoxen Universität Balamand zu. Für beide Konfessionen können das Zusammenleben, das Miteinander-Arbeiten und das gemeinsame Gebet von tiefer Bedeutung sein.

Kontakt:

Dekan Dr. Martin Lückhoff
Marktplatz 4, 63505 Langenselbold
Tel.: (06184) 38 77
Fax: (06184) 6 21 50
E-Mail: Dekanat.Hanau-Land@ekkw.de

Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag

In der EMOK vertreten durch:
Martina Severin-Kaiser

Die Arbeitsgemeinschaft (AG) organisierte 1961 zum ersten Mal für eine größere Öffentlichkeit ein jüdisch-christliches Gespräch auf einem Kirchentag. Das Programm war gemeinsam von den jüdischen und christlichen Teilnehmenden der Gruppe vorbereitet und präsentiert worden. Damit hat die AG ein neues Kapitel in den jüdisch-christlichen Gesprächen aufgeschlagen. Sie organisiert seitdem für die Kirchentage ein Vortrags- und Begegnungsprogramm zum Verstehen des Judentums sowie zum Verhältnis von Juden und Christen.

Seit 1987 finden zusätzlich Veranstaltungen in einem „Lehrhaus: Judentum für Christen“ statt. Besonders in den Anfangsjahren hat die AG sich auch über die Kirchentage hinaus kritisch zu antisemitischen Vorfällen usw. geäußert. Das Besondere an der AG ist, dass über alle Untiefen christlich-jüdischer Begegnung hinweg (Diskussion um „Judenmission“ und den Golfkrieg) das gleichberechtigte Miteinander von Juden und Christen aufrechterhalten wurde. Nie war die AG ohne jüdische Mitglieder, so dass ein Dialog auch dann noch möglich war, wenn in anderen Gremien der Kirche das Gespräch versiegt.

Der AG ist wichtig, an biblisch-theologischen Themen zu arbeiten und im Bibelverständnis einen neuen Weg jenseits judenfeindlicher Tendenzen zu gehen. Sie hat in den Jahrzehnten über ihre Mitglieder in die Fakultäten und vor allem auch in die Landeskirchen manche Einsichten vermitteln können.

Kontakt:

Pastorin Martina Severin-Kaiser
(Christliche Vorsitzende)

Shanghaiallee 12-14, 20457 Hamburg

Tel: (040) 36 90 02-61

E-Mail: oekumenebeauftragte@nordelbien.de

Arbeitskreis „Studium im Mittleren Osten“ (SiMO) an der Near East School of Theology (NEST) in Beirut/Libanon

In der EMOK vertreten durch:

Prof. Dr. Martin Tamcke,
Vorsitzender des Beirates

Das Programm „Studium im Mittleren Osten“ (SiMO) möchte das Kennenlernen der Kirchen im Nahen und Mittleren Osten und ihres islamischen Kontextes fördern, um so zur Vermittlung ökumenischer Kompetenz sowie zur Befähigung zum interkulturellen und interreligiösen Dialog beizutragen.

Dies erfolgt durch das Angebot der Near East School of Theology (NEST) in Beirut (Libanon), einer evangelischen Hochschule mit ökumenischer Prägung und Kontakten zu den Mitgliedskirchen des Mittelöstlichen Kirchenrates.

Die Geschäftsführung des Programms liegt bei der „Evangelischen Mission in Solidarität“ in Stuttgart. Ein Beirat ist verantwortlich für die inhaltliche Ausrichtung und begleitet die Durchführung des Programms.

Kontakt und Koordination:

Pfarrer Dr. Uwe Gräbe

Nahostreferent der EMS

Vogelsangstr. 62, 70197 Stuttgart

Tel.: (0711) 63 678-37

Fax: (0711) 63 678-66

E-Mail: graebe@ems-online.org

Homepage: www.ems-online.org

Anschrift im Libanon:

Dekan Prof. Dr. George Sabra

The Near East School of Theology

P.O.Box 13-5780 Chouran, Beirut,

LIBANON

Fax: (009611) 34 71 29

E-Mail: nest.adm@inco.com.lb

Arbeitskreis „Studium in Israel“

In der EMOK vertreten durch:
Prof. Dr. Johannes Ehmann

Der Arbeitskreis „Studium in Israel“ ermöglicht in jedem Jahr bis zu 20 deutschsprachigen Theologiestudierenden aus Deutschland und anderen europäischen Ländern, ein Studienjahr an der Hebräischen Universität Jerusalem zu absolvieren. Schwerpunkte des Studienjahres sind jüdische Theologie und Geschichte. Ziel ist es, eine erneuerte Theologie nach dem Holocaust im Gespräch mit dem Judentum in der theologischen Ausbildung zu verankern.

Im Studienjahr geht es darum: christliche Theologie im Kontext Israels zu bewähren, jüdische Religiosität zu erleben; Ökumene zu praktizieren, mit westlichen, orthodoxen und orientalischen Kirchen, dem Islam zu begegnen und nicht zuletzt sich der Politik zu stellen. Es gilt einen eigenen Standpunkt als Deutsche und als Christin zu entwickeln im oft schmerzhaften Dreieck zwischen Israelis, Deutschen und meist christlichen Palästinensern. Unterschiedliche, ja gegensätzliche Erfahrungen werden in der Studiengruppe ausgetauscht.

Das Studienprogramm wird unterstützt von den Landeskirchen und ist inzwischen auch Teil der Arbeit der Stiftungen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Jerusalem. Es ist zur Finanzierung seiner Arbeit auf Spenden angewiesen. Überweisungen an: Ev. Rentamt Rimbach, Staatsstr. 2, 64668 Rimbach, Vermerk: „Studium in Israel“, Bankverbindung: Sparkasse Rimbach, BLZ 50951469, Ktnr.: 4000996

Kontakt:
Kisselgasse 1, 69117 Heidelberg
Tel.: 06221/543608
Johannes.ehmann@wts.uni-heidelberg.de

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

In der EMOK vertreten durch:
Bernhard Krane

Die Erinnerung an die Schoa und die nationalsozialistischen Verbrechen und ihre Folgen ist für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) Motiv und Verpflichtung für konkretes Handeln in der Gegenwart. In Israel ist die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste seit 1961 mit Freiwilligendiensten und Begegnungsprogrammen engagiert. Die Freiwillige arbeiten in fünf verschiedenen Projektbereichen: 1. Einrichtungen für alte Menschen, 2. Gedenkstätten und historische Forschungseinrichtungen, 3. Institutionen für Menschen mit Behinderungen, 4. Einrichtungen für Kinder und Jugendliche, 5. Begegnungs- und Bildungsprojekte.

Das Zentrum der ASF in Israel ist die Internationale Begegnungsstätte „Beit Ben Yehuda - Haus Pax“ in Jerusalem, die auch als Anlauf- und Koordinierungsstelle für internationale Begegnungs- und Studienreisen in Israel dient.

Kontakt:

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Bernhard Krane - Israelreferent
Auguststr. 80, 10117 Berlin
Tel. (030) 28395-188,
Fax (030) 28395-135
E-Mail: krane@asf-ev.de
Homepage: www.asf-ev.de
Bankverbindung: Bank für Sozialwirtschaft
Berlin 31137-00, BLZ 100 205 00

Adresse in Israel:

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Beit Ben Yehuda – Haus Pax
Christa Zwilling – Landesbeauftragte ASF
Rh. Ein Gedi 28, Jerusalem 93383,
ISRAEL
Tel. (009722) 6 732 587
Fax (009722) 6 717 540
E-Mail: zwilling@asf-ev.de
info@beit-ben-yehuda.org

Berliner Missionswerk (BMW)

In der EMOK vertreten durch:
Pfarrer Jens Nieper,
Nahostreferent im Berliner Missionswerk

Das Berliner Missionswerk der EKBO ist eines von acht regionalen Missionswerken in der EKD. Es ist das ökumenische Zentrum der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg Schlesische Oberlausitz und der Ev. Landeskirche Anhalts. Das Berliner Missionswerk unterhält Kontakte zu Partnerkirchen im südlichen Afrika, Horn von Afrika, Tansania, Nahost, Ostasien, Kuba und zu weiteren Partnerkirchen der EKBO. Das Missionswerk unterstützt seine Trägerkirchen dabei, ihre partnerschaftlichen Beziehungen mit Leben zu erfüllen. Das Berliner Missionswerk ist seit 1975 Trägerin der Schule und des Internates Talitha Kumi (palästinensische Autonomiegebiete). Die pädagogische Verantwortung teilt sich das Berliner Missionswerk mit der Ev.-Luth. Kirche in Jordanien (ELCJHL).

Die Schule Talitha Kumi, 1951 von Theodor Fliedner in Jerusalem gegründet und seit 1975 vom Berliner Missionswerk getragen, ist nach einer wechselvollen Geschichte zu einem bedeutenden Bildungszentrum gewachsen. Für die mehr als 800 Schülerinnen und Schüler stehen vom Kindergarten

bis zum Abitur, eine Hotelfachschule und ein Umweltzentrum zur Verfügung. Das Mädchen-Internat betreut Schülerinnen, die nicht täglich anfahren können. Das Gästehaus dient nicht nur Pilgern und Gästen als beliebte Unterkunft, sondern sorgt sich auch für die nötigen Einnahmen und dient der Hotelfachschule zur Ausbildung.

Kontakt:

Berliner Missionswerk, Nahostreferat
Georgenkirchstr. 69/70, 10249 Berlin
Tel. (030) 24 344-196
Fax (030) 24 344-124
E-Mail: nahost-jv@berliner-missionswerk.de

Brot für die Welt

„Brot für die Welt“ ist eine Hilfsaktion der evangelischen Landes- und Freikirchen in Deutschland. Sie ist Teil der Ökumenischen Diakonie, eines Arbeitsbereiches des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche in Deutschland. Das Diakonische Werk und der Evangelische Entwicklungsdienst (EED) werden Mitte 2012 in Berlin das „Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung“ gründen. Darin schließen sich der EED und „Brot für die Welt“ unter dem Namen „Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst“ zu einem Entwicklungswerk zusammen.

Mit Unterstützung von kirchlichen, kirchennahen und säkularen Partnerorganisationen leistet „Brot für die Welt“ in mehr als 1.000 Projekten in Afrika, Asien, Lateinamerika und Osteuropa Hilfe zur Selbsthilfe. Thematische Schwerpunkte sind dabei Ernährungssicherung, Bildung und Gesundheit, Frieden und Menschenrechte sowie HIV/Aids. Durch seine Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland und Europa ver-

sucht „Brot für die Welt“ darüber hinaus, politische Entscheidungen im Sinne der Armen zu beeinflussen und die Öffentlichkeit für deren Nöte zu sensibilisieren.

Im Nahen Osten engagiert sich „Brot für die Welt“ in den Ländern Ägypten, Israel/Palästina und Libanon. Durch die Förderung von Projekten und Initiativen setzt sich die evangelische Hilfsaktion für zivile Konfliktbearbeitung, Menschenrechte, interreligiösen Dialog und den Aufbau zivilgesellschaftlicher und demokratischer Strukturen ein. Weitere Arbeitsfelder sind Frauenförderung, Armutsbekämpfung, Ernährungssicherung, sowie Bildung und Gesundheit. Daneben tritt „Brot für die Welt“ durch seine Mitarbeit im Dachverband der protestantischen Entwicklungsorganisationen in Europa (APRODEV) und durch die Förderung von Initiativen des Weltkirchenrats für einen gerechten Frieden im Nahen Osten ein.

Kontakt:

„Brot für die Welt“,
Postfach 10 11 42, 70010 Stuttgart
Tel. (0711) 2159-568,
Fax. (0711) 2159-390
E-Mail: kontakt@brot-fuer-die-welt.de

Neue Anschrift ab 1.10.2012:

Caroline-Michaelis-Str. 1, 10115 Berlin

Christlicher Hilfsbund im Orient e.V.

In der EMOK vertreten durch:

Dr. Andreas Baumann (Geschäftsführer)

Ziel des Christlichen Hilfsbundes, der bereits 1896 als Reaktion auf die Armeniermassaker im osmanischen Reiche gegründet wurde, ist es „Christen im Nahen Osten ganzheitlich zu unterstützen.“ Zu den Aufgaben des Hilfsbundes gehört es, in Deutschland über die Situation von Christen im Nahen Osten zu informieren, mit ihnen Gemeinschaft zu pflegen und für sie zu beten. Dieses gemeinsame Unterwegssein wirkt für beide Seiten ermutigend und inspirierend und führt an einigen Stellen auch zu konkreten gemeinsamen Projekten. Besondere Schwerpunkte der Projektunterstützung liegen dabei heute im Libanon, im Irak und in der Republik Armenien.

Kontakt:

Christlicher Hilfsbund im Orient e.V.,
Friedbergerstr. 101, 61350 Bad Homburg
Tel. (06172) 898 061
Fax (06172) 898 7056
E-Mail: hilfsbund@t-online.de
Homepage: www.hilfsbund.de

Deutsches Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes

Ausschuss für Kirchliche Zusammenarbeit
und Weltdienst (Hauptausschuss)

In der EMOK vertreten durch:

OKRin Inken Wöhlbrand

Die 13 Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes unterstützen über den Hauptausschuss des Deutsche Nationalkomitees (DNK/LWB) den Lutherischen Weltbund grundsätzlich bei der Erfüllung seiner Aufgaben in den Bereichen „Mission und Entwicklung“, „Weltdienst“ sowie „Theologie

und öffentliche Verantwortung“. Im Bereich des Mittleren Ostens verantwortet der Luthertische Weltbund die Arbeit des Auguste-Viktoria-Krankenhauses in Jerusalem sowie der Berufsschulen in Beit Hanina und Ramallah (Westjordanland), dazu trägt das DNK/LWB über den Hauptausschuss bei. Darüber hinaus kommen Mittel des Hauptausschusses über den LWB der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Lande (ELCJHL) zugute, insbesondere den von der Kirche getragenen Schulen, in denen muslimische und christliche Schüler und Schülerinnen im Geiste einer friedens- und versöhnungsorientierten Pädagogik ausgebildet werden.

Spendenkonto: Kto 419 540 bei der EKK Hannover (BLZ 502 604 10)

Kontakt:

Deutsches Nationalkomitee
des Lutherischen Weltbundes
Geschäftsführung des Hauptausschusses
Herrenhäuser Str. 12, 52060410 Hannover
Tel: (0511) 2796-228
Fax: (0511) 2796-182
E-Mail: woehlbrand@dnk-lwb.de

Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD)

In der EMOK vertreten durch:
OKRin Inken Wöhlbrand

Die VELKD ist mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Lande (ELCJHL) als lutherische Schwesterkirche in der Gemeinschaft des Lutherischen Weltbunds verbunden. Drei Mitgliedskirchen der VELKD unterstützen über die VELKD regelmäßig die pastorale Arbeit der

ELCJHL (Bayern, Braunschweig, Schaumburg-Lippe); darüber hinaus fördert die VELKD jährlich ausgewählte Projekte der ELCJHL im gemeindlichen Bereich und stellt bei akuten Notlagen Mittel zur Verfügung. Spendenkonto: Kto 061 5021 bei der EKK Hannover (BLZ 502 604 10) (bei Überweisungen unbedingt „VELKD-Nahostarbeit“ angeben!)

Kontakt:

Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands
OKRin Inken Wöhlbrand
Herrenhäuser Str. 12, 2060410 Hannover
Tel: (0511) 2796-228
Fax: (0511) 2796-182
E-Mail: woehlbrand@velkd.de

Evangelische Jerusalem-Stiftung (EJSt)

In der EMOK vertreten durch:
N.N., Geschäftsführer EJSt

„Zweck der Stiftung ist die Schaffung und Erhaltung kirchlicher Einrichtungen in Jerusalem sowie die Förderung der mit der Evangelischen Kirche in Deutschland verbundenen Gemeinde in Jerusalem“ (Satzung § 2). Die Stiftung ist Eigentümerin der Erlöserkirche, des Propsteigeländes und eines Gästehauses in der Altstadt von Jerusalem. Die EJSt beruft den Propst zu Jerusalem und schafft damit die äußeren Voraussetzungen für die Arbeit der Evangelischen Gemeinde deutscher Sprache in Jerusalem. Zudem fördert sie die Arbeit anderer evangelischer Gemeinden und Kirchen in Jerusalem. Die EJSt kooperiert eng mit dem Programm „Studi-

Evangelische Mission in Solidarität (EMS) Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen (EVS)

In der EMOK vertreten durch:
Pfarrer Dr. Uwe Gräbe

um in Israel“, dem Deutschen Evangelischen Institut für die Altertumswissenschaft des Heiligen Landes (DEIAHL) und der Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung auf dem Ölberg unter dem Motto „Evangelisch in Jerusalem“. Die EJSt ist mit der EKD vertraglich verbunden und wird durch diese in der EMOK vertreten.

Evangelische Karmelmission

In der EMOK vertreten durch:
Martin Landmesser

Die Evangelische Karmelmission, gegründet 1904 auf dem Berg Karmel in Haifa, hat die Aufgabe der Ausbreitung des Evangeliums von Jesus Christus, vorwiegend unter Muslimen. Mit über 200 einheimischen Mitarbeitern in 20 Regionalbüros in der islamischen Welt vertreibt sie Schriften in 43 verschiedenen Sprachen, leistet christliche Nächstenliebe in Polikliniken, Beduinen-, Blinden- und Gefangenenmission, sowie Katastrophen- und Nothilfe an Hungernden und Flüchtlingen.
Konto: 415 235 bei der Ev. Kreditgenossenschaft (BLZ 520 604 10)

Kontakt:

Evangelische Karmelmission
Silcherstr. 56, 73614 Schorndorf
Tel. (07181) 9221-0
Fax (07181) 9221-11
E-Mail: info@ev-km.de

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) ist ein Zusammenschluss von sechs evangelischen Kirchen und vier Missionsgesellschaften in Südwestdeutschland in Partnerschaft mit 17 Kirchen in Afrika und Asien. Dieses Netzwerk ist ein Modell ökumenischer Gemeinschaft und Zusammenarbeit zwischen Christen und Christinnen in Europa, Afrika und Asien. Über nationale, kulturelle und konfessionelle Grenzen hinweg verbindet uns das Ziel, voneinander zu lernen, was es heißt, einladend und glaubwürdig das Evangelium von Jesus Christus zu leben und weiterzugeben. Im Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden, für Menschenrechte und die Bewahrung der Schöpfung suchen wir die Zusammenarbeit mit allen Menschen, die diese Ziele teilen.

Die EMS unterstützt im Nahen Osten die Arbeit ihrer Partnerkirchen: Im Libanon die „National Evangelical Church of Beirut“ (NEC), in Jerusalem, Palästina und Jordanien die „Episcopal Diocese of Jerusalem & the Middle East“.

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) unterstützt und begleitet die Arbeit der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon und der Theodor-Schneller-Schule in Jordanien finanziell und inhaltlich. Er tut das in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit den Trägerkirchen der Schulen, der NEC im Libanon und der „Episcopal Diocese in Jerusalem and the Middle East“ in Jordanien. Außerdem informiert der EVS in seinen Publikationen und Veranstaltungen über die Christen und Kirchen im Nahen Osten und über die politischen und gesellschaftlichen

Entwicklungen, vor allem in Jordanien, dem Libanon, Israel und Palästina.

Der EVS ist ein Gründungsmitglied der Evangelischen Mission in Solidarität und versteht seine Arbeit als Teil der weltweiten ökumenischen Beziehungen der Mitglieds- und Partnerkirchen der EMS.

Kontakt:

Evangelische Mission in Solidarität (EMS),
Nahostreferat/Evangelischer Verein für die
Schneller-Schulen (EVS)
Vogelsangstraße 62, 70197 Stuttgart
Tel. (0711) 63 678-37
Fax (0711) 63 678-45
E-Mail: Graebe@ems-online.org

Evangelischer Entwicklungsdienst e.V. (EED)

In der EMOK vertreten durch:
Judith Reisenauer

Der Evangelische Entwicklungsdienst e.V. (EED) mit Sitz in Bonn ist ein Entwicklungswerk der evangelischen Kirchen in Deutschland. Jedes Jahr fördert er etwa 1.500 Entwicklungsprojekte in Afrika, Asien und Lateinamerika. Der EED berät seine Partner, unterstützt sie finanziell, vermittelt Fachpersonal und vergibt Stipendien an Nachwuchskräfte aus Partnerländern. Die Partner des EED sind Kirchen, christliche Organisationen und nichtkirchliche Träger. Mit ihnen gemeinsam arbeitet der EED weltweit für ein Leben in Würde, das sich an den Leitbildern Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung orientiert. Der EED und das Diakonische Werk der EKD werden 2012 in Berlin das „Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung“ gründen. Darin schließen sich der EED und „Brot für die Welt“ unter dem Namen „Brot für die Welt

– Evangelischer Entwicklungsdienst“ zu einem Entwicklungswerk zusammen.

Im Nahen Osten fördert der EED derzeit etwa 30 Projektpartnerschaften mit einem Volumen von knapp 4 Mio. € pro Jahr. Hinzu kommen Mittel für Entwicklungsfachkräfte und den Freiwilligendienst EAPPI. Schwerpunktländer sind die palästinensischen Gebiete, Israel und Ägypten. Ein gerechter Friede für Israelis und Palästinenser/innen sowie demokratische Gesellschaften mit gleichen und freien Entfaltungsmöglichkeiten für alle Menschen bilden dabei die übergeordneten Ziele des Engagements.

In den palästinensischen Gebieten liegen die Schwerpunkte der Förderung auf Menschenrechtsarbeit und dem Aufbau rechtsstaatlicher Strukturen, der Förderung der Rechte von Frauen, Jugendarbeit sowie Maßnahmen zur Sicherung von sozialen Grunddiensten in den Bereichen Gesundheit, Bildung und Ausbildung. In Israel fördert der EED vor allem Organisationen, die sich innerhalb Israels für die Achtung der Menschenrechte und des humanitären Völkerrechts in den besetzten palästinensischen Gebieten einsetzen. Einen weiteren Schwerpunkt bildet die rechtliche Gleichstellung der arabischen Bevölkerung in Israel. Armutsbekämpfung, gesellschaftliche Partizipation und Dialog sind vorrangige Ziele der Entwicklungszusammenarbeit des EED mit Partnern in Ägypten. Programmatisch im Vordergrund stehen Gemeinwesenentwicklung, der Zugang zu Basisdienstleistungen, die Stärkung von zivilgesellschaftlichen Strukturen und die Förderung von Bürgerbeteiligung und innergesellschaftlichem Dialog.

Gemeinsam mit Misereor ergänzt der EED seine Förderprogramme durch gezielte Advocacy-Aktivitäten in Deutschland und Europa, um zu einer Achtung des humanitären Völkerrechts und der Menschenrech-

te im Israelisch-Palästinensischen Konflikt beizutragen. Die „Gemeinsamen Initiative humanitäres Völkerrecht Nahost“ erarbeitet Empfehlungen, wie die EU und ihre Mitgliedstaaten als Drittstaaten konsequenter ihren Verpflichtung zur Achtung des humanitären Völkerrechts und der Menschenrechte in der Region nachkommen können und unterstützt lokale Organisationen, ihre menschen- und völkerrechtlichen Anliegen auf deutscher und europäischer Ebene zu vertreten.

Kontakt:

Evangelischer Entwicklungsdienst (EED)
Ulrich-von Hassell-Str. 76, 53123 Bonn
Tel: (0228) 81 01-0
Fax: (0228) 81 01-160
Web: www.eed.de

Neue Anschrift ab 1.10.2012:
Caroline-Michaelis-Str. 1, 10115 Berlin

Ev.-luth. Zentralverein für Begegnung von Christen und Juden e.V.

In der EMOK vertreten durch:
Prof. Dr. Ursula Rudnick

Der Verein fördert die Begegnung von Christen und Juden, will Vorurteile überwinden und daran mitarbeiten, dass christlicher Glaube ohne Abwertung des Judentums ausgedrückt wird.

Die Zweigvereine des Zentralvereins unterstützen verschiedene Projekte in Israel, z.B. das Open House in Ramle.

Kontakt:

Ev.-luth. Zentralverein für Begegnung von Christen und Juden e.V.
Archivstr. 3, 30169 Hannover
Tel. (0511) 1241-434
Fax (0511) 1241-499
E-Mail: Rudnick@kirchliche-dienste.de

Evangeliumsdienst für Israel e.V.

In der EMOK vertreten durch:

Pfarrer Johannes Meuth

Der Evangeliumsdienst für Israel will Juden in der Liebe Jesu begegnen, Christen die jüdischen Wurzeln ihres Glaubens bewusst machen, Messianische Juden in der Nachfolge Jesu begleiten.

Deshalb fördern wir das Zeugnis des Evangeliums unter Juden, den Bau messianisch-jüdischer Gemeinden, die Verbreitung von Bibeln und geistlicher Literatur, die praktische Nächstenliebe gegenüber dem jüdischen Volk und Schritte zur Versöhnung von Juden und Arabern.

Kontakt:

Evangeliumsdienst für Israel e.V.
Postfach 3137, 73751 Ostfildern
Tel. (0711) 793 987
Fax (0711) 7 977 833
E-Mail: edi@evangeliumsdienst.de
Web: www.evangeliumsdienst.de

Evangeliumsgemeinschaft Mittlerer Osten (EMO)

In der EMOK vertreten durch:

Missionsleiter Dr. Reinhold Strähler

Die EMO ist eine unabhängige christliche Organisation, der die Menschen in den arabischen Ländern und arabischsprachige Mi-

granten in Deutschland am Herzen liegen. Sie verbindet die Einladung zum Glauben an Jesus Christus ganzheitlich mit sozialem Engagement. Aufgabenschwerpunkte sind Verkündigung und Seelsorge, medizinische Arbeit, Begleitung von behinderten Kindern und ihren Familien, Schulungen, linguistische Arbeit, Jugend- und Sozialarbeit. Engagiert mit eigenen Mitarbeitern in Ägypten, Sudan, Vereinigte Arabische Emirate und Deutschland; Kontakte bestehen nach Tunesien, Eritrea und Syrien.

Kontakt:

Evangeliumsgemeinschaft Mittlerer Osten
Walkmühlstr. 8, 65195 Wiesbaden
Tel. (0611) 403995
Fax (0611) 451180
E-Mail: info@emo-wiesbaden.de
Web: www.emo-wiesbaden.de

Herrnhuter Missionshilfe e. V. (HMH)

In der EMOK vertreten durch:
Pfr. Frieder Vollprecht,
Vorsitzender des HMH-Vorstands und
Mitglied der Direktion der Evangelischen
Brüder-Unität u. a. mit den Zuständigkeits-
bereichen internationale Beziehungen und
Mission

Die HMH ist die Missionsorganisation der Evangelischen Brüder-Unität – Herrnhuter Brüdergemeine in Deutschland. Ihre Wurzeln reichen bis ins Jahr 1732 zurück. Damals entsandte die Herrnhuter Gemeinde zwei Missionare zu den Plantagenklaven in der Karibik. Gott hat deren Arbeit reich gesegnet und eine weltweite Kirche mit einer Million Mitgliedern in 30 Ländern daraus entstehen lassen.

Heute unterstützt die HMH missionarische Aktivitäten in Tanzania, Palästina, Südafri-

ka, Surinam, Nicaragua, Honduras, Nordindien, Albanien und Lettland. Dabei arbeitet sie mit lokalen Kirchen und Initiativen partnerschaftlich zusammen. Darüber hinaus unterstützt sie Gemeinden und Gruppen in Deutschland, die ihrerseits missionarisch engagiert sind. Sie weiß sich eingebunden in ein Netzwerk verschiedener Missions- und Hilfsorganisationen, insbesondere in das Netzwerk der weltweiten Brüder-Unität. Ihr Motto lautet: »miteinander glauben – voneinander lernen – füreinander einstehen«.

Die HMH unterstützt und begleitet das „Star Mountain Rehabilitation Center“ bei Ramallah (Palästina), das der weltweiten Brüder-Unität gehört. Das zunächst als Lepros hospital gegründete Zentrum ist seit 1981 ein Förderzentrum für Kinder und Jugendliche mit geistigen und Mehrfachbehinderungen. Es besitzt einen großen Freundeskreis im In- und Ausland. In ihm werden etwa 300 palästinensische Kinder und Jugendliche in folgenden Bereichen gefördert: integrativer Kindergarten, Förderschule, Autismus-Programm, Berufsbildungszentrum, ambulante Dorfarbeit. Die Leitung des Zentrums liegt seit 15 Jahren in den Händen von einheimischen Christinnen. Unter den Schwächsten der palästinensischen Gesellschaft will es ein Tatzeugnis christlicher Nächstenliebe ablegen.

Kontakt: Herrnhuter Missionshilfe
Pfr. Frieder Vollprecht, Vorsitzender
Badwasen 6, 73087 Bad Boll
Tel. (07164) 9421-0
Fax (07164) 9421-99
E-Mail: frieder.vollprecht@bb.ebu.de
Web: www.herrnhuter-missionshilfe.de

Institut Kirche und Judentum (IKJ)

In der EMOK vertreten durch:
Professor Dr. Markus Witte

Das 1960 gegründete Institut Kirche und Judentum ist ein Werk der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Als Zentrum für christlich-jüdische Studien an der Humboldt-Universität zu Berlin zielt es auf einen wissenschaftlich fundierten christlich-jüdischen Dialog, führt entsprechende Lehr- und Vortragsveranstaltungen durch und publiziert zu Themen des Verhältnisses von Kirche und Judentum.

Kontakt:

Institut Kirche und Judentum
Burgstraße 6, 10178 Berlin
Tel. (030) 20 93 59 40
Fax (030) 20 93 59 85
E-Mail: mail@ikj-berlin.de
Homepage: www.ikj-berlin.de

Jerusalemverein

In der EMOK vertreten durch:
Propst Matthias Blümel
(stellv. Vorsitzender des Jerusalemvereins)

Im Jahre 1852 begann der Jerusalemverein mit der evangelischen Missionsarbeit in Palästina. Seine Aufgabe sah er in der Gründung, Unterhaltung und Förderung von evangelischen Schulen und Gemeinden im Heiligen Land. Heute unterstützt der Jerusalemverein über das Berliner Missionswerk die Schul- und Gemeindegemeinschaft der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL) mit ihren Gemeinden und Schulen in Bethlehem, Beit Jala, Beit Sahur, Ramallah, Jerusalem und Amman. Der Jerusalemverein vermittelt sowohl Schulpatenschaften für palästin-

sische Kinder in Form von Gruppen- und Einzelpatenschaften als auch Stipendien für junge arabische Christinnen und Christen.

Kontakt:

Jerusalemverein im Berliner Missionswerk
Frau Brigitte Patzelt
Georgenkirchstr. 69/70, 10249 Berlin
Tel. (030) 24 344-192
Fax (030) 24 344-124

Jesus-Bruderschaft e.V. Gnadenthal

In der EMOK vertreten durch:
Br. Dr. Franziskus Christoph Joest

Projekt: Das Begegnungszentrum Latrun, oberhalb des Trappistenklosters Latrun gelegen, bietet einen Ort der Einkehr und Stille für Christen der verschiedenen Konfessionen im Land Israel. Zugleich ist das Zentrum darum bemüht, Menschen unterschiedlicher und gegensätzlicher Hintergründe und Prägungen zusammenzuführen und der Verständigung und Versöhnung im Land zu dienen. Beispielsweise treffen sich in Latrun regelmäßig Schulklassen aus Israel und den palästinensischen Autonomiegebieten.

Kontakt:

Jesus-Bruderschaft e.V. Gnadenthal
Br. Franziskus Joest,
Hof Gnadenthal 12, 65597 Hünfelden,
Tel. (06438) 81-118
Fax (06438) 81-100

Begegnungs-Zentrum in Israel:
Community of Latrun
P.O. Box 753, 72100 Ramle, ISRAEL
Tel. (009728) 9 255 163
(009728) 9 214 156
E-Mail: com@latrun.org.il

Johanniterorden

In der EMOK vertreten durch:
Diethard Graf von Bassewitz

Der Johanniterorden Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem fördert christliche Grundsätze und diakonische Werke u.a. im Heiligen Land.

Kontakt:

Kommendator der Mecklenburgischen
Genossenschaft des Johanniterordens
Sperberstr. 2, D-42551 Velbert
Tel: (02051) 84225
Fax: (02051) 83914
E-Mail: kommendator@meckjohn.de

Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung (KAVSt)

In der EMOK vertreten durch:
N.N. , Geschäftsführer KAVSt

Die Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung ist die Eigentümerin eines größeren Geländes auf dem Ölberg, das seit 1951 treuhänderisch vom Lutherischen Weltbund verwaltet wird. Der Lutherische Weltbund betreibt auf dem Gelände ein Hospital, dessen Patienten zu einem hohen Prozentsatz palästinensische Flüchtlinge sind. Die KAVSt führt dort in der wiederhergestellten Himmelfahrtskirche einen Kirchlichen Dienst für Touristen und Pilger , der mit Seminaren, Vorträgen, Beratung und Gruppenbetreuung Besuchern des Heiligen Landes Kenntnisse des Juden-

tums, des Islam sowie der am Ort lebenden christlichen Kirchen vermittelt. Die KAVSt ist mit der EKD vertraglich verbunden und wird durch die EKD in der EMOK vertreten. Zusammen u.a. mit „Studium in Israel“ und der Ev. Jerusalem-Stiftung kooperiert die KAVSt unter „Evangelisch in Jerusalem“ eng zusammen.

Kontakt: siehe EKD

Kaiserswerther Diakonie/ Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth (als historisches Forschungszentrum der Kaiserswerther Diakonie)

In der EMOK vertreten durch:

Dr. Norbert Friedrich

Ziele: Unterstützung der Arbeit des Berliner Missionswerkes in Angelegenheiten, die das College „Talitha Kumi“ in Beit-Jala, Palästina, betreffen, da es 1851 von der damaligen Diakonissenanstalt Kaiserswerth gegründet wurde. Pflege der engen Kontakte zwischen der Diakonie und Talitha Kumi

Kontakt:

Fiedner-Kulturstiftung Kaiserswerth
Zeppenheimer Weg 20, 40489 Düsseldorf
Tel. (0211) 56 673 780
Fax (0211) 56 673 771

Konferenz Landeskirchlicher Arbeits- kreise Christen und Juden (KLAJ)

In der EMOK vertreten durch:

Pastor Martin Pühn

Die im Jahr 1978 gegründete „Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden“ (KLAJ) ist der Zusammenschluss der Arbeitskreise und Beauftragten

der deutschen evangelischen Landeskirchen für den christlich-jüdischen Dialog. Ziele ihres Wirkens sind u.a.

- die grundlegende Bedeutung des Verhältnisses von Kirche und Israel für den christlichen Glauben bewusst zu machen,
- Möglichkeiten der Begegnung von Christen mit Juden und dem Judentum zu schaffen und zu fördern,
- antijüdische Tendenzen in der Überlieferung der Kirche und ihrer Theologie wahrzunehmen und zu überwinden,
- aktueller Judenfeindschaft in Deutschland entgegenzutreten,
- für den Staat Israel und den Frieden mit seinen Nachbarn einzutreten.

Für diese Aufgaben halten die KLAK und ihre Arbeitskreise das Gespräch mit Jüdinnen und Juden für unerlässlich. Die KLAK lehnt Judenmission ab.

Kontakt:

Bgm.-Schoene-Str. 1, 28213 Bremen
Tel. (0421) 210 108
E-Mail martin@puehn.com
Web: www.klak.org

Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit

Nahostreferat und Referat für christlich-jüdischen Dialog

In der EMOK vertreten durch:

Pastorin Hanna Lehming, Referatsleitung

Das Zentrum für Mission und Ökumene unterhält Beziehungen zur Ev. -Luth. Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL), mit der die Nordelbische Ev.-Luth. Kirche im Jahr 2004 einen offiziellen Partnerschafts-

vertrag geschlossen hat. Das Zentrum für Mission und Ökumene der Nordkirche fördert und berät Partnerschaftsarbeit von Gemeinden der Nordkirche mit der ELCJHL. Es unterstützt vor allem die Schul- und Bildungsarbeit der Partnerkirche, sowie einzelne gemeindliche Aktivitäten und Maßnahmen zur Aus- und Fortbildung von Mitgliedern der Kirche.

Eine besondere Projektpartnerschaft besteht seit 2004 mit der israelisch-palästinensischen Versöhnungsinitiative „Parents Circle – Families Forum“ (PCFF).

Das Nahostreferat des Zentrums ist sowohl im Blick auf das Palästinensische Gebiet wie auf Israel aktiv. Die Referentin berät Reisegruppen der Landeskirche und bietet Veranstaltungen, Vorträge, Fortbildungen und Informationsmaterial an.

Über das ökumenisch-missionarische Stipendienprogramm der Nordkirche vermittelt das Nahostreferat das Ökumenezentrum der Nordkirche Praktikumsplätze für Studienabsolventen der Theologie und der Sozialarbeit im Palästinensischen Gebiet und in Israel.

Kontakt:

Zentrum für Mission und Ökumene
Nordkirche weltweit

Referat Nahost und christlich-jüdischer
Dialog

Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg

Tel. (040) 881 81-224

Fax (040) 881 81-310

E-Mail: h.lehming@nordkirche-weltweit.de

Web: www.nordkirche-weltweit.de

Orientdienst

In der EMOK vertreten durch:
Reinhard Born

Ziele:

- in Deutschland lebenden Menschen aus dem Orient (Muslimen und Christen) Informationsmaterial über das Evangelium (Bibeln, Bücher, Kassetten, Videos) zur Verfügung zu stellen;
- an Jesus Christus glaubende Menschen aus dem Orient seelsorgerlich begleiten und in Gemeinden integrieren;
- Christen in Deutschland über den Islam und orientalische Kultur informieren und zur Begegnung mit Menschen aus dem Orient ermutigen und anleiten.

Projekt: Von einem Videofilm, der einen heilsgeschichtlichen Überblick über die Bibel vermittelt, möchten wir Fassungen in Kurdisch-Kurmandschi und Kurdisch-Sorani herstellen lassen.

Kontakt:

Orientdienst

Ringofenstr. 15, 44287 Dortmund

Tel. (0231) 909 80 75

Fax (0231) 909 83 54

E-Mail: info@orientdienst.de

Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD)

In der EMOK vertreten durch:
OKRin Inken Wöhlbrand

Die VELKD ist mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Landes (ELCJHL) als lutherische Schwesterkirche in der Gemeinschaft des Lutherischen Weltbunds verbunden. Drei Mitgliedskirchen der VELKD unterstützen über die VELKD regelmäßig die pastorale Arbeit der ELCJHL (Bayern, Braunschweig, Schaumburg-Lippe); darüber hinaus fördert die VELKD jährlich ausgewählte Projekte der ELCJHL im gemeindlichen Bereich und stellt bei akuten Notlagen Mittel zur Verfügung. Spendenkonto: Kto 061 5021 bei der EKK Hannover (BLZ 502 604 10) (bei Überweisungen unbedingt „VELKD-Nahostarbeit“ angeben!)

Kontakt:

Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands

OKRin Inken Wöhlbrand

Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover

Tel: (0511) 2796-228

Fax (0511) 2796-182

E-Mail: woehlbrand@velkd.de

Redaktionsschluss dieses Adressenteils:
10. Juli 2012



Die ganze Vielfalt von Mission und Ökumene erleben

Die Publikationen des EMW

Dass es hinterm Kirchturm weiter geht – dass also unsere Art, Christsein zu leben, nur eine unter vielen möglichen ist – wissen viele. Aber in den Veröffentlichungen des EMW wird diese Vielfalt erlebbar. Öffentlichkeitsarbeit und Bildung gehören zu den Aufgaben, die uns von unseren Mitgliedern und den Kirchen gestellt wurden – deshalb laden wir laden Sie ein, diesen Service des EMW zu nutzen.



Bestellen Sie unseren
kostenlosen Katalog:
EMW, Normannenweg 17-21
20537 Hamburg
Tel. (040) 254 56-148
Fax (040) 254 56-448

oder bestellen Sie direkt auf
unserer Website
www.emw-d.de
Menü „Publikationen“



Und viele Tipps und Arbeitshilfen, wie man das Thema Mission wieder in die Gemeinden bringen kann, finden Sie auf der Website

www.mission.de

Eine Initiative evangelischer Missionswerke, Verbände und Kirchen unter dem Dach des Evangelischen Missionswerks in Deutschland

P.S. Die Publikationen des EMW und von mission.de erhalten Sie kostenlos. Wir freuen uns natürlich über Spenden, aber wichtiger ist uns, wenn Sie damit in Ihrer Gemeinde arbeiten können.